



ZUKUNFT IST JETZT!

Hoffnungszeichen im Licht der
6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung
(KMU)



midi

INHALT

- 3 Geleitwort
- 7 1. Einleitung: Ambivalenzen der Hoffnung
- 14 2. Kirche ver-wandelt sich
- 26 3. Kirchliche und religiöse Praxis in einer Gesellschaft der Singularitäten
 - 30 3.1 Wir müssen reden! Denn Gott ist dynamisch
 - 41 3.2.1 Was die Praxis des Bibellesens mit der Zukunft der Kirche zu tun hat
 - 50 3.2.2 Was die persönliche Spiritualität mit der Zukunft der Kirche zu tun hat
 - 59 3.3 Zum Wandel der Kasualpraxis
 - 67 3.4 Der Wandel von Kirchengang und Gottesdienstformen
- 81 4. Zur Relevanz von Kirche
 - 85 4.1 Kirche als Werteagentur
 - 91 4.2 Meine Kirche ist diakonisch!
- 97 5. Kirchenentwicklung – Wenn räumliche und soziale Nähe zählen
 - 101 5.1 Auf das UND kommt es an!
 - 107 5.2 Sozialraumorientierung im Licht der KMU VI
- 113 6. Blinde Flecken der KMU VI
- 117 7. Thesen
- 123 Impressum

Mitte November 2023 wurde die sechste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU) der evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) veröffentlicht. Sie trägt den Titel „Wie hältst Du’s mit der Kirche?“. Das Medienecho war – gelinde gesagt – vernichtend. „Gott ist für die Deutschen ziemlich tot“ hieß es da. Oder: „Gesellschaft wendet sich von Religion ab.“ – „Mehr als zwei von drei Kirchenmitgliedern erwägen Austritt“. Und: „Studienautoren warnen vor drohendem ‚Kipp-Punkt‘“.

Wir – die „Evangelische Arbeitsstelle für missionarische Kirchenentwicklung und diakonische Profilbildung“ (midi) – waren durch unseren sozialwissenschaftlichen Referenten Daniel Hörsch als Ständiger Gast im wissenschaftlichen Beirat der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung vertreten.¹ Insofern hatten wir schon früh Einblick in die im November veröffentlichten Zahlen. Und haben schon einige Monate vorher entschieden, auf diese Zahlen – und auf das zu erwartende Medienecho – zu reagieren und dabei bewusst einen Kontrapunkt zu setzen: Wir schauen nach dem, was in der 6. KMU Hoffnung macht.

Es geht uns dabei nicht um Schönfärberei. Es geht uns nicht darum, an Angeboten, Strukturen und Formaten festzuhalten, für die es keinen Bedarf gibt. Und es geht uns schon gar nicht darum, dringend notwendige, grundlegende Veränderungen nicht nur am System, sondern des Systems Kirche zu verhindern. Im Gegenteil: Genau solche Veränderungen anzumahnen und zu beschleunigen gehört zum Auftrag unserer Arbeitsstelle. Ebenso wie die Wertschätzung dessen, was funktioniert. Für beides finden wir tatsächlich viele hoffnungsvolle Hinweise in der KMU.

Darum haben wir uns entschieden, schon unsere Herbsttagung 2023 unter die Überschrift „Zukunft ist jetzt! Hoffnungszeichen im Licht der 6. KMU“ zu setzen. Dass sich über 800 Menschen

¹ – Aus diesem Grund konnte bei der vorliegenden Einordnung der Befunde auf vertiefte Auswertungen des Datenbestandes der 6. KMU zurückgegriffen werden. Dies ist an den entsprechenden Stellen gekennzeichnet durch den Zusatz „eigene Berechnungen und Darstellung“

zu dieser Tagung angemeldet haben, zeigt, dass wir hier einen Nerv getroffen haben, als wir – neben allem **erwartbaren** und **ernüchternden** – vor allem das **ermutigende** in den Mittelpunkt stellten, das sich unseres Erachtens aus der Studie ergibt. Die nun vorliegende Broschüre geht diesen Weg weiter, indem sie eine erste Einordnung der Befunde aus *midi-Sicht* vornimmt.

Aus „*midi-Sicht*“ – das ist eine wichtige Fokussierung. Wir beschränken uns auf die Themen, mit denen unsere Arbeitsstelle tagtäglich zu tun hat. Das bedeutet, dass wir viele wichtige Themen gar nicht in den Blick nehmen – zum Beispiel das Thema „Konfirmandenunterricht“, das der Studie zufolge ein zukünftiges Schlüsselthema sein wird. Da gibt es berufenere Arbeitsstellen und Fachleute. Wir erheben also in dieser Broschüre bei Weitem keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Und schon gar nicht haben wir vor, zukünftigen, sehr viel breiter angelegten Kommentaren zur neuen KMU Konkurrenz zu machen. Nur, weil wir uns auf unsere Kernthemen beschränken (und weil wir ein gewisses Vorwissen besaßen), konnten wir so schnell reagieren.

Ich selbst stelle zum Eingang die Frage, inwiefern „Hoffnung“ in Hinblick auf die dringend notwendige Veränderung der Kirche überhaupt eine hilfreiche Kategorie ist. Daniel Hörsch und Birgit Dierks ordnen die Befunde in einen Deutungsrahmen ein, indem sie die *Ver-Wandlung* der Kirche als *Metamorphose* beschreiben. Dass das kirchliche *Proprium* herausgefordert ist, machen Fabian Vogt anhand des Gottesglaubens, ich selbst mit Blick auf das Gebet und die Bibellektüre, Tobias Kirnhof anhand der Kasualien sowie Daniel Hörsch bezüglich des Gottesdienstes deutlich.

Mit der Relevanz von Kirche setzen sich Tobias Kirnhof und Walter Lechner auseinander, indem sie die *diakonische* Bedeutung der Kirche und

deren Wirksamkeit als Werteanker herausarbeiten. Unter kirchenentwicklerischen Gesichtspunkten sind es vor allem die Sozialraumorientierung, die Walter Lechner stark macht, und die „Regioloale Kirchenentwicklung“, die von Andreas Schlamm thematisiert wird, die im Licht der 6. KMU Hoffnung geben. Dass jede empirische Studie von ihrem Untersuchungsgegenstand her begrenzt ist, darauf weist Daniel Hörsch abschließend mit Blick auf blinde Flecken der 6. KMU hin.

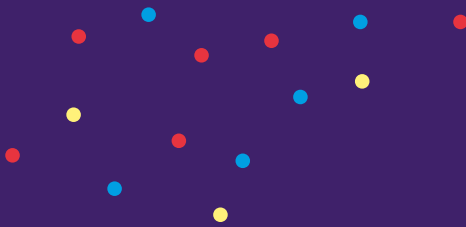
Ich danke allen Autor:innen, aber auch den anderen Mitgliedern unseres midi-Teams, die einen wichtigen Teil zum Gelingen dieses kleinen, aber feinen Büchleins beigetragen haben, namentlich Louisa Gallander und Kerstin Schippmann, und wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre!

Berlin, im Dezember 2023

Dr. Klaus Douglass,
Pfarrer und Direktor von midi



1. EINLEITUNG: AMBIVALENZEN DER HOFFNUNG



Drei Risiken dieses Büchleins

Liebe Leserinnen und Leser,
dass wir diesen Kommentar zur neuen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung unter das Vorzeichen der „Hoffnung“ gestellt haben, ist riskant. Zum einen sind die Zahlen und Daten, die wir der 6. KMU entnehmen können, in vielerlei Hinsicht ernüchternd. Das wissen wir. Darum finden Sie quer über dieses Büchlein verteilt immer wieder Kästen mit der Überschrift „Nüchtern betrachtet“, die Ihnen – zum jeweiligen Kapitel passend – einige dieser Zahlen und Fakten präsentieren. Allerdings haben wir uns bei der Lektüre der KMU wie Goldgräber:innen verhalten, die sich nicht lange über Stein, Schutt und Geröll aufregen, sondern gezielt nach den „Nuggets“ gesucht. Diese wollen wir Ihnen in diesem Büchlein präsentieren.

Man wird uns – und das ist das zweite Risiko – vermutlich vorwerfen, dass wir uns inmitten eines reißenden Stromes an „Strohhalme“ klammern. Diesem Vorwurf müssen wir uns selbstkritisch stellen. Hier kommt uns allerdings zugute, dass alle Autor:innen viel Praxiserfahrung haben. Wir bei midi – der Zukunftswerkstatt der Evangelischen Kirche und Diakonie – haben die wunderbare Aufgabe, gerade in diesen bewegten Zeiten nach Geschichten und Erfahrungen des Gelingens zu suchen. Und wir haben in den letzten Jahren viele davon gefunden. Wir beschäftigen uns in Zeiten, in denen es mit den Finanzen, Personal und Beteiligung rapide zurückgeht, mit dem, was trotzdem (und manchmal auch: gerade deswegen!) gelingt. Darum haben wir bei midi unsere durchaus eigene (und manchmal auch eigensinnige) Perspektive. Aber Sie können sicher sein: Der Silberstreif, den wir am Horizont ausmachen, ist nicht an unserem Fernrohr befestigt. Wir sehen nahezu Tag für Tag, wo und wie Kirche blühen kann.

Und dann ist da das dritte Risiko: Wir wollen mit diesem Büchlein Hoffnung machen, sind uns aber bewusst, dass Hoffnung eine höchst ambivalente Tugend ist. Ich hörte mal einen Vortrag, bei dem der Redner sagte: „Hoffnung ist das Schlimmste, was es überhaupt gibt.“ Und dann erzählte er uns von den vielen Nachteilen der Hoffnung: Sie mache den Menschen passiv. Sie lasse ihn an Illusionen festhalten. Und sie verhindere, dass wir die Ärmel hochkrempeln und notwendige Veränderungen angehen. – All diese Gefahren sind nicht von der Hand zu weisen. Trotzdem gilt die Hoffnung – neben Glauben und Liebe – als eine der drei christlichen Grundtugenden. Daran halten wir auch in dieser kleinen Schrift fest. Trotzdem ist es gut, schon gleich am Anfang einige Ambivalenzen der Hoffnung zu thematisieren:

Ambivalenzen der Hoffnung

Wahrscheinlich kennen Sie die Geschichte von dem Mann, der inmitten einer Überschwemmung in seinem Haus ausharrt. Dreimal kommt ein Schlauchboot vorbei und will ihn retten. Jedes Mal sitzt er ein Stockwerk höher, weil das Wasser immer stärker ansteigt. Dennoch weigert er sich jedes Mal, ins Boot zu steigen, und sagt: „Ich hoffe auf Gott.“ – Schließlich kommt es, wie es kommen muss: Der Mann ertrinkt. Als er im Himmel auf Gott trifft, stellt er ihn zur Rede: „Warum hast du mir nicht geholfen? Ich habe meine ganze Hoffnung auf dich gesetzt!“ Und Gott antwortet ihm: „Dreimal habe ich dir ein Schlauchboot vorbeigeschickt. Warum bist du nicht eingestiegen?“

Falsch verstandene Hoffnung – so lehrt uns diese Geschichte – treibt Menschen in die Passivität. So gehen manche Menschen nicht zum Arzt, weil sie darauf hoffen, dass Gott sie heilen wird. Oder tun nichts gegen die Not in der Welt, weil sie darauf bauen, dass Gott die große Wende her-

beiführen wird. Wieder andere reden angesichts zurückgehender Mitglieder- und Beteiligungszahlen die Krise klein in der „Hoffnung“, dass Gott es schon richten wird. Eine solche Haltung ist ein gefährlicher Selbstbetrug. **Hoffnung, die uns davon abhält, unser Möglichstes zu tun, ist nicht christlich.** Und sie ist auch keine Tugend.

Vielleicht kennen Sie aber auch diese Geschichte: Zwei Frösche hüpfen in einen großen Topf voller Milch. Der Boden ist zu tief, sodass sie nicht mehr herauskommen. Die beiden schwimmen um ihr Leben, bis der eine Frosch schließlich aufgibt: „Das hat doch alles keinen Sinn mehr!“ Er hört auf zu schwimmen und ertrinkt. Der andere Frosch aber strampelt immer weiter. Nach einiger Zeit spürt er eine fester werdende Masse an seinen Füßen. Durch sein andauerndes Treten hat er die Milch zu Butter geschlagen – und springt von hieraus in die Freiheit.

Hoffnung hat die wichtige Funktion, unsere Kräfte zu mobilisieren, damit wir nicht aufgeben. **Echte Hoffnung führt nicht in die Passivität, sondern ermutigt uns, aktiv zu werden.** Sie mobilisiert. Die Hoffnung, von der in dieser Schrift die Rede ist, soll uns weder dazu verleiten, die Hände in den Schoß zu legen, noch einfach – „weiter so!“ – den laufenden Betrieb aufrechtzuerhalten. Sie will vielmehr Kraft verleihen, die notwendigen Veränderungen anzugehen. Die Vorstellung, man könne durch Sparmaßnahmen und geschickte Reorganisation den kirchlichen Betrieb im Wesentlichen so weiterführen wie bisher, entpuppt sich angesichts der Zahlen der neuen KMU als gefährliche Illusion. Wir brauchen keine „Hoffnung“, die uns dazu verleitet, an Angeboten, Formen und Strukturen festzuhalten, für die es schlicht keine Nachfrage (oder auch keine Ressourcen) mehr gibt. Wir brauchen Hoffnung, die Lust auf Veränderung macht und die uns Kraft gibt, die notwendigen Veränderungen anzupacken.

Hoffnung braucht einen guten Grund

Letzten Endes weiß niemand, wie die Zukunft aussehen wird. Selbst die aus ziemlich präzisen Faktoren errechnete Wettervorhersage stimmt bis heute nur zu knapp 80 Prozent. Weil die Zukunft prinzipiell nicht vorhersagbar ist, ist das Spiel mit der Hoffnung ein Feld, auf dem sich viele Scharlatane und Phantasten tummeln. Darum genügt es nicht, einfach nur von „christlicher Hoffnung“ zu reden. Wir müssen vielmehr die Frage stellen, worauf wir unsere Hoffnung gründen.

Der erste und wesentliche Grund unserer Hoffnung ist die **Verheißung Jesu**, dass er seine Kirche bauen wird und dass selbst die Pforten der Hölle diese nicht überwältigen werden (Matthäus 16,18). Inwieweit das ein guter oder ein eher schwacher Grund für unsere kirchliche Zukunftshoffnung ist, steht und fällt mit unserer Einschätzung und Erfahrung der Verlässlichkeit der Worte Jesu. Für viele sind Worte bloß Schall und Rauch, eine ausgesprochen schwache Grundlage. Für Christinnen und Christen sind die Worte Jesu hingegen das Verlässlichste, was es überhaupt gibt: das, was auch dann noch Bestand haben wird, wenn Himmel und Erde vergehen werden (vgl. Lukas 21,33; Matthäus 7,24f). Wenn das stimmt, wird die Kirche nicht untergehen. Denn Verheißungen Jesu sind für Christinnen und Christen so gewiss wie nichts anderes.

Der zweite Grund, auf den sich unsere Hoffnung stützt, ist das **Handeln Gottes in der bisherigen Geschichte der Kirche**. Dass Jesus verheißt hat, dass seine Kirche nicht untergehen wird, bezieht sich auf die Kirche selbst, nicht auf ihre jeweilige konkrete **Gestalt**. Diese ist – so hat es die Geschichte gezeigt – immer wieder dem Wandel unterworfen. Das ist allein deswegen nötig, um sich immer wieder neu den aktuellen Herausforderungen und der jeweiligen Zeit zu öffnen. Wandel ist

aber auch nötig, um neue Leidenschaft zu wecken und um das Feuer am Brennen zu halten. Die Reformation ist hier vielleicht das deutlichste Beispiel. Aber es gab auch zahllose kleine und große Einschnitte davor und danach: *Ekklesia semper reformanda*. Die konkrete Gestalt der Kirche ist einem ständigen Wandel unterworfen. Kirchen und Kirchengestalten haben ihre Zeit. Die Kirche Jesu Christi als solche aber wird nicht vergehen. Weil wir um die Verheißung Jesu wissen und weil Gott diese Verheißung in den letzten 2000 Jahren immer wieder wahr gemacht hat, können wir uns dem Wandel der Zeit in großer Zuversicht immer wieder neu stellen.

Der dritte Grund, warum wir der Zukunft der Kirche hoffnungsvoll entgegenblicken, ist das **Handeln Gottes in der Gegenwart**. Jemand hat einmal gesagt: „Die Zukunft ist bereits da. Sie ist nur noch nicht gleichmäßig verteilt.“ Das ist exakt die Erfahrung, die wir bei midi machen. Wir sehen – auch und gerade in diesen herausforderungsvollen Zeiten – sehr viel Schönes. Wir bewegen uns ja wie Trüffelhunde durch die kirchlich-diakonische Landschaft und halten nach Ideen, Projekten und Initiativen Ausschau, die funktionieren. Wir bringen sie ans Licht und vernetzen Menschen, die daran interessiert sind. Als Zukunftswerkstatt von Kirche und Diakonie **erfinden** wir die Zukunft nicht, aber wir **finden** sie. Denn die Zukunft findet bereits statt: in vielen Gemeinden und Einrichtungen vor Ort wie auch in neuen Aufbrüchen. Manchmal sieht diese Zukunft ziemlich anders aus als das bisher Dagewesene. Ganz oft zeigt sich diese Zukunft aber auch spektakulär unspektakulär: in Projekten und Initiativen, die gar nicht mal so neu sind, die aber vor Vitalität, Glauben, Hoffnung und Liebe nur so strotzen.

Man mag uns vorwerfen, wir lebten in einer kirchlichen Parallelwelt und würden damit den Kon-

takt zur „harten, kirchlichen Wirklichkeit“ verlieren, doch seien Sie versichert: Diese Wirklichkeit kennen wir sehr gut. Wir weigern uns nur, ihr das letzte Wort zu überlassen. Denn es gibt nicht nur die Wirklichkeit der Krisen und Herausforderungen. Es gibt auch eine ganz andere Wirklichkeit, die nicht minder real ist, weil sie bereits heute stattfindet. Sie ist Ausdruck einer Zukunft, die nicht nur „hoffentlich“ irgendwann einmal kommen wird, sondern bereits jetzt stattfindet: wie ein blühender Ast, der den kommenden Frühling ankündigt.

Auf eine gute Zukunft der Kirche muss man nicht allein **hoffen**, sie findet schon statt. Das ist unsere Überzeugung, die diesem Büchlein zugrunde liegt. Wir teilen sie gerne mit allen, die sich davon positiv „anstecken“ lassen. Unübertroffen hat es der kroatische Theologe Peter Kuzmic formuliert: **„Hoffnung ist die Fähigkeit, die Musik der Zukunft zu hören. Glaube ist der Mut, in der Gegenwart danach zu tanzen.“**

Thesen

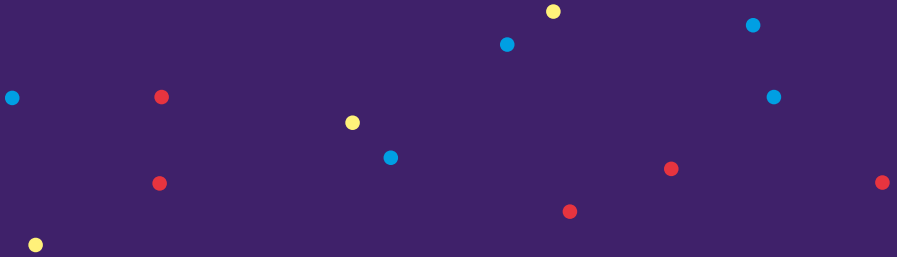
1. Hoffnung ist eine ambivalente Tugend. Einerseits verdanken wir der Fähigkeit zu hoffen, dass mehr Leben erhalten, mehr Ziele erreicht und mehr Probleme gelöst werden als durch jede andere menschliche Fertigkeit. Auf der anderen Seite führt falsch verstandene Hoffnung dazu, dass Menschen an Illusionen festhalten, statt notwendige Veränderungen anzupacken.
2. Echte Hoffnung führt nicht in die Passivität oder eine Haltung des „Weiter so!“ Wir brauchen für die Kirche keine „Hoffnung“, die uns dazu verleitet, an Formen festzuhalten, für die es schlicht keine Nachfrage mehr gibt. Wir brauchen Hoffnung, die Lust auf Veränderung macht und uns die Kraft gibt, diese auch anzupacken.
3. Dass Jesus verheißen hat, dass seine Kirche nicht untergehen wird (Matthäus 16,18), bezieht

sich auf die Kirche selbst, nicht auf ihre konkrete Gestalt. Diese ist immer wieder dem Wandel unterworfen. Allein schon, um sich den Herausforderungen der jeweiligen Zeit zu öffnen, aber auch, um neue Leidenschaft zu wecken und das Feuer am Brennen zu halten.



Dr. Klaus Douglass,
Pfarrer und Direktor von midi

2. KIRCHE *VER-WANDELT SICH*



Seit langem begleitet die Kirchen das Narrativ des Niedergangs. In regelmäßigen Abständen wird medial das Bild von leeren Kirchenbänken und Austrittswellen gezeichnet. Zurecht. Zweifelsohne stehen die Kirchen vor multiplen Herausforderungen. Allerdings darf bezweifelt werden, inwieweit die reine Krisenrhetorik erfolgversprechend ist, nährt sie doch vor allem eine lähmend-depressive Grundstimmung, die sich vielerorts wie Mehltau auf das kirchliche Leben zu legen scheint. Versteht man in Anlehnung an Reinhart Koselleck Krisen „als ein Wandel gesellschaftlicher Erwartungen, die dann die Erfahrungen prägen“, so tritt „neben die Angst vor dem Niedergang ein utopischer Moment.“

Zugleich bezieht sich ihre Bewertung oft auf eine idealisierte Vergangenheit. Dabei geht die Krisenperzeption mit der Konstruktion von Normalität einher, die vorher bestand und wieder erreicht werden soll.¹ Die Rede vom Niedergang der Kirche ist demnach nichts anderes als Ausdruck einer Sehnsucht nach dem Normal einer volkskirchlichen Blütezeit vergangener Jahre. Die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung macht deutlich, dass diese Jahrzehnte volkskirchlicher Blütezeit unwiderruflich zu Ende gegangen sind und sich Kirche einer nachhaltigen Ver-Wandlung ausgesetzt sieht.

METAMORPHOSE DER WELT

Folgt man den konzeptionellen Überlegungen von Ulrich Beck,² wonach sich die Welt im 21. Jahrhundert ver-wandelt, eine Metamorphose durchlebt, die die Formen des menschlichen Daseins und des In-die-Welt-gestellt-Seins infrage stellt, so kann mit Blick auf die Herausforderungen, vor die Kirche gestellt ist, das Bemühen, diese mit den herkömmlichen Strategien beherrschbar machen zu wollen,³

- 1 — Vgl. Reinhart Koselleck, *Krise*. In *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1. Hrsg. O. Brunner, W. Conze, und R. Koselleck. Stuttgart 1982, 641–649.
- 2 — Ulrich Beck, *Die Metamorphose der Welt*. Berlin 2016.
- 3 — Vgl. Andreas Reckwitz, *Risikopolitik*. In: Michael Volkmer/Karin Werner (Hg.), *Die Corona-Gesellschaft. Analysen zur Lage und Perspektiven für die Zukunft*. Bielefeld 2020, 294–304.

als begrenzt und nur unzulänglich befriedigend bezeichnet werden.

Die Welt entwickelt sich gegenwärtig offensichtlich infolge der Nebenfolgen der Modernisierung ins phänomenologisch noch Unbestimmte.⁴ Mensch und Gesellschaft sind dabei sowohl Subjekte als auch Objekte der von Beck beschriebenen Metamorphose. Auf der Hand liegt, dass den Menschen durchaus bewusst ist, dass gegenwärtig aber auch für die nahe Zukunft der Alltag und das Leben im Kontext des Unbestimmten stattfindet. Das Bewusstsein um die eigene Vulnerabilität wie auch die Vulnerabilität der Gesellschaft oder der Erde ist vorhanden oder besser: ist durch Pandemie und Klimawandel der Mehrheit der Menschen in Deutschland bewusster geworden. Es scheint zwingend erforderlich, hierfür vor allem eine positive Erzählung zu finden, die sich nicht durch Chiffren der Moderne wie „Fortschritt“, „Transformation“ und dergleichen selbst begrenzt. Es braucht Narrative, die die Kontingenz wieder einblenden, die im Zuge der Moderne an vielen Stellen zugunsten einer funktionalen Risikominimierung das Nachsehen hatte. Kirche als Erzählgemeinschaft könnte hier eine bedeutsame Rolle spielen.

METAMORPHOSE DER KIRCHE

Die institutionalisierte Sozialform von Religion, nämlich Kirche als Kirche mitten in der Welt, kann sich von der Metamorphose der Welt nicht entkoppeln. Wenn sich die Welt gegenwärtig in einer Metamorphose befindet, ist der Wandel, dem Kirche derzeit unterliegt, nichts anderes als ein Ausdruck eben dieser Metamorphose. Die soziologische Chiffre der Metamorphose ist in Bezug auf Kirchenentwicklung bedenkenswert, vor allem mit Blick auf die einzelnen Prozesse der Metamorphose.

4 – Anthony Giddens, *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt am Main 1995 72ff.

Was passiert bei einer Verpuppung?

Wenn sich eine Raupe in einen Kokon einspinnert, vollziehen sich parallel zwei Prozesse.⁵ Zum einen beginnen Enzyme damit die Zellstruktur des Wurms aufzulösen. Es ereignet sich ein De-Integrationsprozess. Parallel dazu entstehen neue Zellen, die sich von den Zellen des Wurms massiv unterscheiden. Wissenschaftler nennen sie „imaginativ“ oder auch Imago-Zellen, weil sie bereits die Strukturen und Informationen des Schmetterlings enthalten, der sich aber erst noch bilden soll. Diese Zellen repräsentieren also so etwas wie die Zukunft, die schon in der Gegenwart enthalten ist und nach Entfaltung strebt. Je mehr das alte biologische System krisenhafte Zerfallsstrukturen zeigt, desto wirksamer und zahlreicher werden die Imago-Zellen.

Wie reagiert das alte noch bestehende biologische System des Wurms auf die neuen Zellen?

Der Körper behandelt diese Zellen wie eine Art Antikörper und versucht alles, um sie zu vernichten. Dabei entstehen diese neuen Zellen aber aus dem alten Körper, nur gehen sie in ihrer Art über das alte System und seine Ordnung hinaus.

Wie kommt es zur Veränderung?

Häufig gelingt es dem Immunsystem, die erste Generation von Imago-Zellen zu eliminieren, aber das verändert nichts an den Zerfallsprozessen. Aber es tauchen dann neue Imago-Zellen auf, mehr und mehr, die in der zweiten Generation sogar die Fähigkeit besitzen, Immunzellen dazu zu bringen, selber Imago-Zellen hervorzubringen. Während also das Alte stirbt, wird nach und nach die Zukunft geboren.

5 – Vgl. <https://wirundjetzt.org/inspirationen-geschichten/die-geschichte-von-der-raupe-und-vom-schmetterling/> und <https://www.votsmeier.com/raupe-und-schmetterling/> (23.11.2023).

Wie kommt es nun zur neuen Form eines Schmetterlings?

Die bislang ziemlich einsamen Imago-Zellen beginnen sich in kleinen Gruppen zu verklumpen, bilden dadurch lange Fäden, schwingen auf einer ähnlichen Ebene, beginnen Informationen auszutauschen und beginnen Gruppen und regelrechte Netzwerke zu bilden. Sie agieren nicht länger als wären sie programmiert. Von einem bestimmten Punkt an beginnt eine neue Zellstruktur, die den alten Körper von innen heraus zu verwandelt. Die Imago-Zellen beginnen das zu tun, wo es sie am meisten hinzieht. Alle anderen unterstützen sie darin, genau dies zu tun.

Diese Prozesse einer Metamorphose können auch in der Kirche beobachtet werden. Zum einen leiden nicht wenige in der Kirche gegenwärtig. Seit Jahren ist in vielen Gemeinden der Gottesdienst rückläufig, die Bereitschaft, sich konfessionell trauen zu lassen, ist gesunken. Hinzukommt der enorme Aderlass bei den Mitgliederzahlen, bedingt durch Demographie und Kirchenaustritt. Es ist mit Händen zu greifen, dass die kirchliche Praxis, wie sie in den zurückliegenden Jahrzehnten vorherrschend war, nicht mehr nachhaltig bei einer Mehrheit der Menschen auf fruchtbaren Boden fällt.

Zum anderen stellen wir an vielen Orten Aufbrüche und frische Formen des Christ- und Kircheseins fest. Fresh X, Erprobungsräume, Kasualagenturen u.v.m. stehen hierfür exemplarisch. Oft stoßen Aufbrüche und frische Formen von Christ- und Kirchesein auf innerkirchlichen Widerstand, weil sie Traditionelles infrage stellen, indem sie Neues oder Innovatives wagen wollen. Die Vernetzung und das Sichtbarwerden der vielfältigen kirchlichen Aufbrüche in den zurückliegenden zehn Jahren können dabei als Ausdruck kirchlicher Schmetterlinge begriffen werden.

KIRCHENENTWICKLUNG ALS METAMORPHOSE

Referenzpunkt der Metamorphose:

soziale Nähe

Die Ressource der Kirche ist der Glaube, der sich im Beziehungsgeschehen vollzieht: sowohl in Beziehung auf Christus (in christo) als auch in Gemeinschaft mit anderen Gläubigen. Der Aufbruch ins Unbestimmte, derzeit häufig von Zweifeln, Zaghaftigkeit und Kleinmut begleitet, war biblisch stets vom Gottvertrauen getragen und dort die Grundmelodie des wandernden Gottesvolkes. Die Wirkmacht der Kirche ist die ‚Religion der Liebe‘, verstanden als Gottesliebe, Selbst- und Nächstenliebe. Man könnte in Anlehnung an Bonhoeffer formulieren: Eine Kirche, die ihre Liebe an Bedingungen knüpft, hört auf Kirche zu sein. Was die konfessionsgeschichtlich gewachsene, institutionelle Sozialform Religion in Deutschland zudem auszeichnet, ist: das diakonisch-kirchliche Kapillarsystem, das soziale Nähe herstellt und das als Netzwerk gemeinwesenprägend ist und zivilgesellschaftlich seinesgleichen außerhalb des Staates sucht. Referenzpunkt des Kapillarsystems ist die soziale Nähe.

Ob diese parochial organisiert wird oder in größeren, sozialräumlich relevanten Netzwerkstrukturen ist zweitrangig, solange der Kipp-Punkt, an dem soziale Nähe nicht mehr hergestellt werden kann, nicht überschritten wird. Eine sich entpuppende Kirche wird vermutlich dann am ehesten ihre Wirkmacht entfalten, wenn sich in dem, was sie sagt und tut, die ‚Religion der Liebe‘ ausdrückt. Dann werden Menschen darin ein authentisches Zeugnis dessen wahrnehmen können, was die Erzählgemeinschaft Kirche ausmacht: ein Ergriffen-sein vom Geheimnis des Glaubens.

Kirche im Spannungsfeld von Tradition und Innovation

Mit Blick auf die gegenwärtige Lage der Kirche scheint kennzeichnend zu sein, dass ein Teil von ihr durchaus wahrnimmt, dass sich Kirche in einem verpuppten Zustand befindet. Einer idealisierten volkskirchlichen Vergangenheit anhängend und einem früheren Normal als sehnsüchtigem Fluchtpunkt folgend, versucht dieser Teil das Traditionelle der Kirche zu bewahren und steht nicht selten den innovativen Gehversuchen eines Anders-Kirche-Sein skeptisch bis ablehnend gegenüber. Innovative Gehversuche wiederum sehen sich im Zustand einer entpuppenden Kirche, getragen von der Hoffnung, dass nach einem erfolgreichen Gestaltwechsel der Kirche der Glaube den Menschen nach wie vor oder auch wieder neu erfahrbar wird. Nicht selten ergibt sich aus diesem Spannungsfeld auf beiden Seiten ein nicht unerhebliches Frustrationspotential, das für die Kirchenentwicklung hemmend wirkt.

Produktiv würde das Spannungsverhältnis, wenn man es als Ausdruck einer Kultur der Ambiguität auffasst. Die Welt ist nicht eindeutig, sondern sie schillert vielgestaltig. Sie kann aus sehr verschiedenen Perspektiven interpretiert werden.

Folgt man den instruktiven Überlegungen von Thomas Bauer,⁶ ist Religion ein dialogischer Umgang mit unberechenbarer Transzendenz. Menschen deuten gemeinsam und im Gespräch, was sie an Erfahrungen der Transzendenz gemacht haben. Religion ist folglich grundsätzlich eine Interpretationskultur, die mit den Anhängern des eigenen Glaubens geteilt, stabilisiert und auf Dauer gestellt werden muss. Innerhalb einer Religion konkurrieren allerdings einzelne Gruppen, die sich nach dem Grad ihres Gewissheitsbewusstseins unterscheiden lassen. Bedeutsam ist, dass sich Religion mit dem beschäftigt, was Menschen in ihrer

6 – Vgl. Thomas Bauer, *Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt*. Ditzingen 2018.

Wirklichkeit nicht begreifen: Krankheit, Sterben, Tod, Katastrophen, sinnloses Leid, Krisen welcher Art auch immer. Sie hilft, Leiden und Böses zu ertragen und auszuhalten, wenn es nicht beseitigt werden kann. In einer Gesellschaft der Singularitäten, in der der Einzelne stets darum bemüht ist, Plausibilitäten der Lebensführung und -deutung ausfindig zu machen, könnte der Kirche und ihrer Funktion als Plausibilitätsstruktur zur „Ambiguitätsreduktion“ i.S. einer Kontingenzbewältigung eine entscheidende Bedeutung zukommen.

Es wird auf eine gute und sich ergänzende Balance von parochial verfasster Gemeinde und innovativen Gehversuchen und kirchlichen Sozialgestalten ankommen, will Kirche in ambigen Verhältnissen für möglichst viele Menschen plausibel bleiben. Wesentlich wird es dabei darauf ankommen, dass das Authentisch-Sein-im Glauben für die Menschen wahrnehmbar und erlebbar und ein Mindestmaß an sozialer Nähe erfahrbar ist. Hierin besteht das gegenwärtige Handlungsimperativ fürs künftige Christ-Sein und Kirche-Sein.



Daniel Hörsch,
Sozialwissenschaftlicher Referent

Birgit Dierks,
Referentin für missionale Gemeinde-
entwicklung

NACHTRAG: EIN ZWEITES SZENARIO NEBEN DER METAMORPHOSE

(Birgit Dierks)

Neben der Einschätzung, dass sich die Welt und die Kirche in einem linearen Metamorphoseprozess befinden, gibt es auch ein zweites, nichtlineares Szenario. Es kommt aus dem Forschungsfeld der Systemdynamik. Ugo Bardi erklärt in seinem Buch „Der Seneca-Effekt“, warum Systeme kollabieren und wie wir damit umgehen können.⁷ Er beschreibt anhand vieler Beispiele, wie komplexe Systeme langsam wachsen, Kipp-Punkte haben und dann unverhältnismäßig schnell zusammenbrechen.

Auch die Kirche ist ein komplexes System. Man stelle sich einen Luftballon vor. Ist er nur mäßig aufgeblasen, so wird ein Nadelstich zwar ein Loch bewirken, aber die darin befindliche Luft entweicht kontrolliert langsam und könnte sogar mit einem neuen Behältnis aufgefangen werden. Anders, wenn der Luftballon sehr prall aufgeblasen ist. Ein Nadelstich führt dazu, dass nicht nur ein Loch, sondern ein Riss entsteht und der hohe Druck die Struktur des Ballons kollabieren lässt. Er platzt und die Luft entweicht unkontrolliert. Das Bild passt zum Parochialsystem der Kirche. Hatten noch vor den innerkirchlichen Reform- und Strukturprozessen Kirchengemeinden eine überschaubare Größe, so führen seit Jahren Fusionsprozesse zu größer werdenden Kirchengemeinden und Organisationsräumen aufgrund fehlender Ressourcen. Die Bindekräfte zwischen den Mitgliedern und Mitarbeitenden werden immer geringer. Je mehr man versucht, das Parochialsystem aufrecht zu erhalten, desto mehr Druck wird erzeugt und man trägt dazu bei, dass ein Kollaps schneller eintreten wird. In den nächsten Jahren wird das System durch die Pensionierung der Babyboomer-Generation und aufgrund fehlender Nachwuchskräfte

7 – Ugo Bardi, *Der Seneca Effekt. Warum Systeme kollabieren und wie wir damit umgehen können.* München 2017.

einem erneuten Druck ausgesetzt, zumal wenn sich die Kirche bis dahin nicht von ihrer Pfarramtzentrierung gelöst hat. Auch die Gesellschaft steht vor ähnlichen Problemen, was Stellenbesetzungen in zentralen Bereichen betrifft.

Dass die Rede vom Kollaps keine Krisenrhetorik, sondern eine nüchterne Feststellung ist, kann man Bardis Schlusskapitel entnehmen: „Kollaps ist eine Eigenschaft und kein Defekt des Systems.“ Dies kann auch Hoffnung machen. Denn: Ein Kollaps kann eine heilsame Wirkung entfalten, wenn er dazu führt, eine alte, nicht mehr funktionierende Form zu beseitigen und Platz für die Entfaltung von neuen Formen oder neuem Leben zu machen. Ein Kollaps kann eine notwendige Exnovation unterstützen.

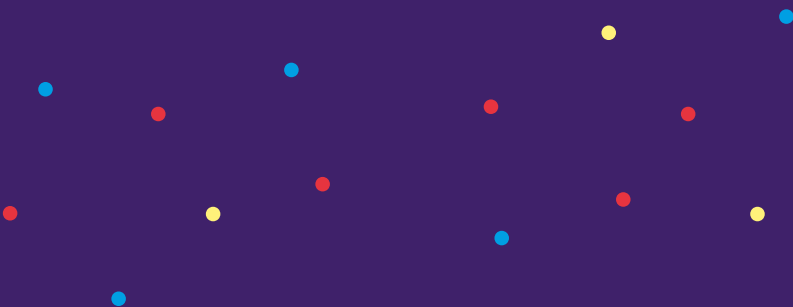
Wie zuvor in diesem Artikel festgestellt, haben viele Kirchen schon „Räume“ eröffnet, um neue Formen zu erproben. Auch außerhalb der Institution Kirche lassen es sich engagierte Christen und Christinnen nicht nehmen, in Eigeninitiative neue Sozialformen von christlicher Gemeinschaft ins Leben zu rufen. Entweder selbständig oder in Kooperation mit kirchlichen, diakonischen oder gesellschaftlichen Trägern. Auch Formen, die betriebswirtschaftlich nachhaltig organisiert sind, mit wenig oder keiner Inanspruchnahme von Kirchensteuermitteln. Folgt man dem Bild einer linearen Metamorphose, kann man also feststellen, dass schon viele neue Imagozellen vorhanden sind und auch schon Netzwerke bilden. Die Vorstellung, dass sie die Zukunft von Kirche schon jetzt abbilden und in sich tragen, hat sich jedoch noch nicht durchgesetzt. Oft werden sie als Fremdkörper angesehen und behandelt. Bleiben wir beim Bild des Luftballons. Stellen Sie sich vor, in diesem Luftballon sind all diese neuen Formen als buntes vielfältiges Konfetti oder in Form von farbigen Miniluftballons enthalten. Wenn der unvermeidliche Kollaps kommt,

werden sie freigesetzt und können sich entfalten und z. B. als Netzwerkkirche auf neue Weise zum Wohl von Menschen wirken.

Kreativ kollabieren nennt Bardi dies und gibt drei Regeln mit auf den Weg. 1. „Meide Extreme, suche den mittleren Weg“. 2. „Verzehre nicht dein Saatgut“, sondern behalte immer einen Teil der Ernte, um wieder aussäen zu können. 3. „Mach den besten Gebrauch von dem, was in deiner Macht liegt, und nimm den Rest gelassen hin.“ Denn Kontrolle ist eine Illusion. Unser christlicher Glaube in Bezug auf Sterben und Auferstehen sollte uns die Angst vor einem Kollaps nehmen, in dem Wissen, dass Gott neues Leben schenkt, auch wenn dafür etwas sterben muss. Beim Propheten Jesaja spricht Gott: „Siehe, ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr's denn nicht? Ich mache einen Weg in der Wüste und Wasserströme in der Einöde.“ (Jesaja 41,18)



3. KIRCHLICHE UND RELIGIÖSE PRAXIS IN EINER GESELLSCHAFT DER SINGULARITÄTEN



Einer der zentralen Befunde der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD ist, dass nicht nur die Kirchenbindung deutlich zurückgeht, sondern auch Religiosität. 13 % der bundesdeutschen Bevölkerung lassen sich noch als kirchlich-religiös qualifizieren, 25 % gelten als religiös-distanziert, 6 % als alternativ-religiös. Die Mehrheit ist säkular (56 %). Auf die Frage, was zum Christsein dazugehört, antworteten 84 %, dass zur Kirche gehen und das Bibellesen nicht unbedingt zum Christsein dazugehört. Dreiviertel finden, dass das Abendmahl nicht unbedingt dazugehört und 60 %, dass man sich mit anderen Menschen, die auch christlich sind, verbunden fühlt.

Die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung zeichnet eindrücklich die Erosion bisheriger kirchlich-religiöser Praktiken nach und stellt fest, dass die Bindekraft der institutionellen Sozialform von Religion (Kirche) nur noch für eine Minderheit eine wirklich lebensweltliche Bedeutung hat. Gemessen wurde kirchliche Religiosität dabei anhand von fünf Fragen: Glaube an Gott; der Glaube, dass sich Gott „in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat“; Teilnahme an Gottesdiensten; die eigene Praxis des Betens und die Selbsteinschätzung als „religiös“.

Die Ergebnisse der KMU VI zeigen aber auch, dass Religiosität und Kirchlichkeit nicht einfach gleichzusetzen sind. „Nicht wenige der Konfessionslosen bejahen Transzendenzvorstellungen, bekunden Transzendenzerfahrungen und geben an, zu beten oder zu meditieren. So geben 20 % der Konfessionslosen an, an ein höheres Wesen oder eine geistige Macht zu glauben. Der Glaube an Gott oder ein höheres Wesen wird also von etwa einem Viertel der Konfessionslosen bejaht.“ Darüber hinaus macht die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung eine „unbestimmte Form von Religiosität“ aus. Dieser „individualisierten“ Religiosität komme allerdings tendenziell eine geringere biografische

Relevanz zu als kirchlicher Religiosität. Es scheint im Licht der KMU VI durchaus zuzutreffen, was von Kristian Fechtner als „milde Religiosität“ oder „angedeutete Frömmigkeit“ vermutet wurde, wie sie sich etwa beim Entzünden einer Kerze aus religiösen oder spirituellen Gründen manifestiert. Schließlich unterstreicht ein Begleitforschungsprojekt der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung zur Kirchenmusik die Bedeutung der sozioreligiösen Praxis. Die „religiöse Dimension ist dabei mit der Gruppe und ihrer Praxis verwoben“, spricht: „Das Soziale wird zum Raum, Anlass und Gegenstand religiösen Erlebens und zugleich Deutens.“

Das Feld des Religiösen scheint in der Spätmoderne diffuser zu sein, als der Blick auf das rein Kirchlich-Religiöse vermuten lässt. Es gibt in der KMU VI Hinweise auf Ambivalenzen des Glaubens in der Spätmoderne, die es allerdings empirisch noch vertieft zu erforschen gilt. Dies scheint umso dringlicher, da die Notwendigkeit des lebensweltlichen Kuratierens in einer Welt der Pluralismen und Optionsvielfalt nur noch bedingt im kirchlichen Rahmen stattfindet. Der Mensch lebt im 21. Jahrhundert in einer Welt von Pluralismen, die er gleichzeitig und gleichwertig zu handhaben versucht.¹

Mit diesem Pluralitäts-Paradigma, wonach der Mensch im Modus der Pluralität säkularer und religiöser Diskurse imstande ist, Plausibilitäten zu konstruieren, revidierte Peter L. Berger vor 20 Jahren seine jahrzehntelange Säkularisierungsthese. Zugleich ist Berger mit diesem Paradigma anschlussfähig geworden an neuere Gesellschaftstheorien, wie etwa die Theorie von der „Gesellschaft der Singularität“ von Andreas Reckwitz. Der Charme von Reckwitz Gesellschaftstheorie besteht nicht nur darin, dass er mit dem Begriff der Singularität bewusst einen anderen Begriff gewählt hat als den der Individualisierung, der sich nur auf den Menschen bezieht. Singulär können hingegen nicht

1 — Vgl. hierzu Peter L. Berger, *Altäre der Moderne. Religion in pluralistischen Gesellschaften*. Frankfurt am Main 1995, 82f.

nur Menschen sein, sondern auch Ereignisse und Sachen. Vor allem ist es der Aspekt des Kuratierens, der treffend das Bemühen jedes Einzelnen in der Spätmoderne nach Sichtbarkeit, Authentizität und Sinnerfüllung umschreibt. Die Menschen treten in der Spätmoderne der Welt als kuratierende Performer gegenüber. Die Einzelnen wählen – ganz so, wie es Hans Joas für den Glauben schon vor Jahren festgestellt hat – aus, was zu ihrem Leben passt und schaffen damit ihre eigene singularisierte Lebenswelt. Ein Leben in der Optionsvielfalt und Auswahl. Ein singularisiertes Leben, das ständig kuratiert werden muss, um Affekte und Aufmerksamkeit zu erzeugen und sich dadurch als authentisch zu erleben. Das impliziert zum einen Freiheit und Selbstbestimmtheit, birgt allerdings zugleich das Potential für Überforderungen in sich. Das Kuratieren ist ferner nach Reckwitz zunehmend und weitgehend befreit von traditionellen normativen Engführungen des bildungsbürgerlichen Kanons.

Ein weiteres Kennzeichen der Spätmoderne ist, dass Institutionen, die für ein gewisses Maß an Beständigkeit und Berechenbarkeit stehen, nicht mehr per se selbstverständlich sind und unter einem Plausibilitätsdruck stehen. Häufig entstehen in der Spätmoderne nach Bedarf und Zufall neue Gemeinschaften, Reckwitz spricht von Neo-Gemeinschaften. Die skizzierten Kennzeichen der Spätmoderne stellen die Institution Kirche, das Bild einer Volkskirche, wie es die vergangenen Jahrzehnte vorherrschend und prägend war, und die Zukunft ihres Propriums – Gottesglaube, Gebet, Bibel, Kasualien, Gottesdienst – vor enorme Herausforderungen.



Daniel Hörsch,
Sozialwissenschaftlicher Referent

3.1 WIR MÜSSEN REDEN! DENN GOTT IST DYNAMISCH

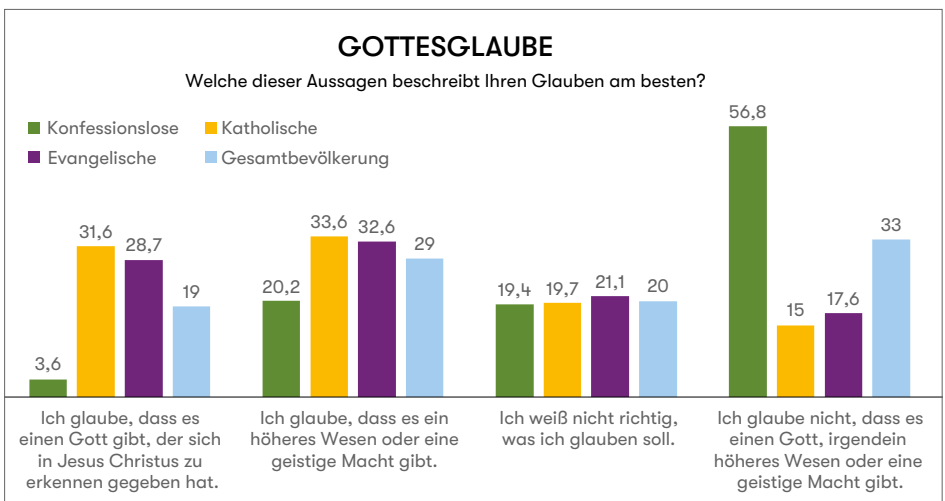


Von der Zukunft des Gottesglaubens

NÜCHTERN BETRACHTET

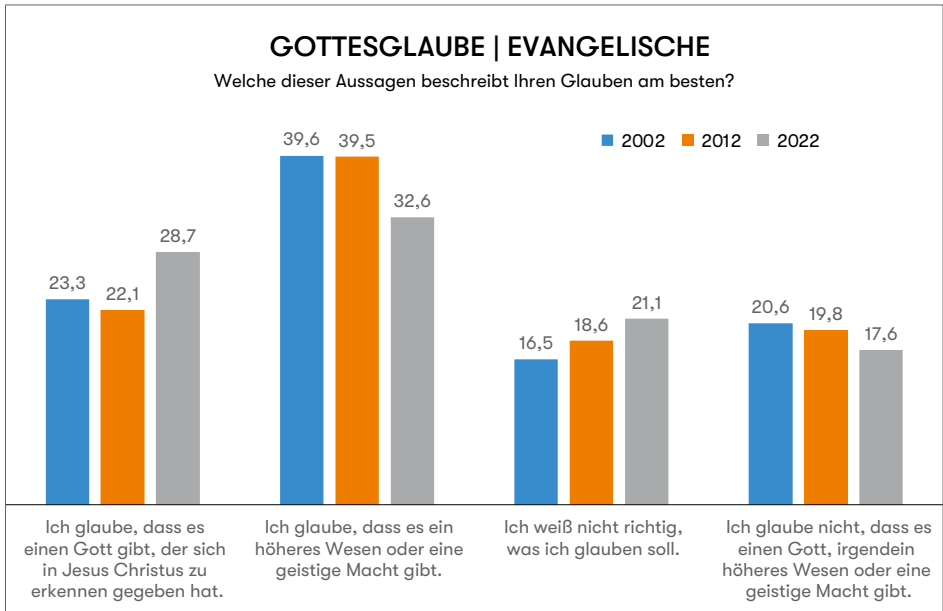
Der französische Philosoph und Soziologe Francois Julien versteht unter „Ressourcen“ die vielen kulturellen Möglichkeiten, auf die jeder Mensch in einer pluralen Welt zugreifen kann. Er ist überzeugt: Jeder Mensch kann seine Ressourcen frei wählen, erforschen und sich zu eigen machen, ohne dass diese für alle immer gleichermaßen verbindlich wären.¹ Ein Referenzpunkt für eine solche Ressource stellt auch die Frage nach dem Gottesglauben dar. Im Jahr 2023 gab es einer Allensbach-Umfrage zufolge in der deutschsprachigen Bevölkerung ab 14 Jahren rund 16,15 Millionen Personen, die Religion und feste Glaubensüberzeugung im Leben für ganz besonders wichtig hielten. In der Generation Z (14–26-Jährige) trifft dies auf 14,6 % zu, in der Generation Y (27–41-Jährige) auf 18,1 % und in der Generation X (42–56-Jährige) auf 21,7 %. Betrachtet man die Ergebnisse der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung zur Frage, welche Aussage am besten den Glauben beschreibt, so ergibt sich folgendes Bild:

1 – Vgl. Francois Julien, *Ressourcen des Christentums. Zugänglich auch ohne Glaubensbekenntnis*. Gütersloh 2019.



Konfessionslose glauben mehrheitlich weder an einen Gott, ein höheres Wesen noch eine geistige Macht. Als agnostisch betrachten sich rund ein Fünftel der Konfessionslosen, Katholischen und Evangelischen. An ein höheres Wesen glauben rund ein Drittel der Evangelischen und Katholischen und ein Fünftel der Konfessionslosen. An einen personalen Gott, der sich in Jesus Christus zu erkennen gibt, glauben ebenfalls rund ein Drittel der Katholischen, knapp ein Drittel der Evangelischen und ein verschwindend geringer Anteil an Konfessionslosen.

Interessant ist die Entwicklung mit Blick auf den Gottesglauben bei den Evangelischen in den zurückliegenden 20 Jahren, die sich anhand der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen aus den Jahren 2002, 2012 und 2022 nachzeichnen lässt:



Der personale Gottesglaube hat unter den Evangelischen seit 2012 um 7% zugenommen, wohingegen der Glaube an ein höheres Wesen im selben Zeitraum um 7% abgenommen hat. Seit 2012 ist der Anteil der Agnostiker unter den Evangelischen um 2% gestiegen, wohingegen atheis-tische Einstellungen um 2% abgenommen haben. Es lässt sich festhalten: Der Gottesglaube unter den Evangelischen unterliegt ganz offensichtlich Dynamiken.

Fragt man, wie Carolin Hillenbrand von der Universität Münster, im Rahmen einer „Studie zu Religion und Gesellschaftlichem Zusammenhalt in Zeiten der Corona Pandemie“² nach dem Erleben der Menschen in Bezug auf Gott, Gottheiten oder etwas Göttliches, so zeigt sich, dass „gelegentlich“, „oft“ oder „sehr oft“ Weg- und Lebensbegleitung (75%) erlebt wird und Kraft (75%) sowie Geborgenheit (74%) und Liebe (72%). Die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat aufgrund ihrer konzeptionellen Grundierung keine entsprechenden Fragen gestellt. Vor dem Hintergrund dessen, was der frühere Bundespräsident Joachim Gauck im Rahmen eines EKD-Zukunftskongresses 2014 in Wuppertal der Evangelischen Kirche ins Stammbuch geschrieben hatte, scheint allerdings ein vertieftes Verständnis dessen, was Menschen im Gottesglauben erleben, von evidenter Bedeutung für die Zukunft der Kirche zu sein: „Es ist im Übrigen für diese Gesellschaft und für dieses Land auch nicht gleichgültig, wie in der Kirche von Gott gesprochen wird – ja, ob überhaupt vernehmbar und verstehbar von Gott gesprochen wird.“³

- 2 – Vgl. https://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/religion_und_politik/aktuelles/2020/11_2020/factsheet__religion_und_gesellschaftlicher_zusammenhalt_in_zeiten_der_corona-pandemie.pdf
- 3 – <https://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Joachim-Gauck/Reden/2014/05/140515-Zukunftsforum-Kirche.html> (23.11.2023).

„Wissen Sie, Herr Pfarrer, ich bin Atheist. Gott sei Dank!“ Ist ein Kalauer, trifft es aber sehr schön. Vor allem, wenn das Gespräch so weitergeht: „Gibt es einen Grund dafür, dass Sie Atheist sind?“ Antwort: „Ich glaube nicht.“ Tatsache ist: Viele Menschen tragen einen eher diffusen Gottesglauben in sich. Und wenn man sie fragt, was das denn für ein Gott sei, an den sie nicht oder nicht mehr glauben können, dann möchte man als Theologe des Öfteren gerne rufen: „Halleluja. Der Gott, an den Sie nicht (mehr) glauben, an den glaube ich auch nicht.“ Was das Gegenüber meist zutiefst verunsichert: „Müssen Sie das denn nicht, als Pfarrer?“ Oh nein, das muss ich nicht! Ich muss nicht an ominöse Gottesbilder glauben. An Bilder, die Gott längst überholte Attribute anhängen. An Bilder, in denen Gott nicht befreiend, lebensstiftend und weltbejahend daherkommt, sondern kontrollierend, einengend und verängstigend. Eigentlich möchte ich solchen „Atheisten“ als erstes überschwänglich gratulieren: „Wie gut, dass Sie sich von einem derart traurigen und falschen Gottesbild verabschiedet haben.“

Der russische Dichter Leo Tolstoi hat mal sinngemäß gesagt: „Wenn dir der Gedanke kommt, dass alles, was du über Gott gedacht hast, verkehrt ist, und dass es keinen Gott gibt, so gerate darüber nicht in Bestürzung. Es geht vielen so. Glaube aber nicht, dass dein Unglaube daher rühre, dass es keinen Gott gibt. Wenn du nicht mehr an den Gott glauben kannst, an den du früher geglaubt hast, so rührt das daher, dass in deinem Glauben etwas verkehrt war, und du musst dich besser bemühen, zu begreifen, was du Gott nennst.“ Insofern ist es durchaus ermutigend, dass sich der Gottesglaube in der KMU VI als dynamisch erweist, dass mehr als ein Drittel der Befragten (evangelisch und katholisch) lieber die diffuse Formulierung „Ich glaube, dass es ein höheres Wesen oder eine geistige Macht gibt“ wählen, als ein pro-

filiertes Bekenntnis abzulegen, und dass selbst bei den Konfessionslosen mehr als ein Fünftel dieser unterm Strich doch sehr schwammigen Aussage zustimmen.

Natürlich ist es aus christlicher Sicht erfreulich, dass die Zahl derer, die ein Gottesbild mit Christusbezug haben, in den vergangenen zehn Jahren um 7% gewachsen ist, wir können aber grundlegend festhalten: Die Frage nach dem Gottesglauben ist nicht zu trennen von der Frage nach dem Gottesbild.⁴ Womit sie sich in höchstem Maße als Kommunikationsherausforderung erweist: Menschen können über ihren Glauben nämlich nur dann kompetent Auskunft geben, wenn sie erkannt haben, dass Gott womöglich ganz anders ist als ein bestimmtes (oftmals verzerrtes) Gottesbild, von dem sie sich vermutlich sogar zurecht verabschiedet haben. Und wenn viele Frauen und Männer bewusst destruktive Glaubensvorstellungen hinter sich lassen wollen, müssen wir neu überlegen: Wer füllt das Vakuum? Bzw.: Wie können tragfähige Gottesbilder entwickelt werden?

Die „Sprachfähigkeit im Glauben“ als Defibrillator

Die Ergebnisse der KMU VI sind ein leidenschaftlicher Aufruf, die Kommunikationsfähigkeit der Kirchen und ihrer Mitglieder zu stärken. Viele Menschen erwarten bei aller Notwendigkeit gesellschaftspolitischer Verlautbarungen nämlich, dass die Glaubensgemeinschaft, die eben nicht nur eine weitere NGO ist, vor allem eines tut ... das, was nur sie kann: von Gott reden. Von Gott erzählen. Gottes Spuren in der Welt entdecken. Wer wissen möchte, wie man das Herz der Kirche wieder zum Schlagen bringt, der bzw. dem sollte man deshalb antworten: Sprachfähigkeit ist der Defibrillator zur Reanimation des Gottesglaubens. Und es passt, dass die EKD-Synode 2023⁵ als Schwerpunkt das

4 – Anm.: Und natürlich auch des Kirchenbilds.

5 – Anm.: Vom 12.-15. November 2023 in Ulm.

Thema „Ich glaube, also rede ich“⁶ – Sprach- und Handlungsfähigkeit im Glauben“ gewählt hat. Kein Mensch kann sich zu etwas bekennen, das er nur sehr nebelhaft kennt. Und kein Mensch wird andere begeistern, wenn er sich nicht als sprach- und handlungsfähig im Glauben erweist. Dazu drei Impulse:

6 – 2. Korinther 4,13.

7 – Fulbert Steffensky in der Zeitschrift „Chrismon“ vom 14.05.2006.

8 – Lukas 6,45.

1. Die Zukunft der Kirche wird davon bestimmt sein, ob es ihr gelingt, wieder zu einer Erzählgemeinschaft zu werden. Zu einem Miteinander, in dem keine und keiner Scheu hat, von eigenen Glaubenserfahrungen zu erzählen. Aber auch von Ängsten, Zweifeln, Anfechtungen und Unsicherheiten. Wenn Fulbert Steffensky betont „Missionieren heißt, zeigen, was man liebt und woran man glaubt“,⁷ dann steckt darin eine intrinsische Motivation für das Reden über den Glauben: Ich erzähle, weil ich meinen Gott liebe. Weil ich diesen Jesus liebe. Und weil ich den Heiligen Geist liebe. Weil ich gar nicht anders kann, als von meinem Glauben zu erzählen. Und weil das etwas durch und durch Natürliches ist. Unnatürlich wäre, wenn ich nicht von dem erzählen würde, was ich liebe: Glück will sich mitteilen. Und wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.⁸ Ein Verhalten, das in vielen anderen Lebenszusammenhängen völlig selbstverständlich ist: Wenn ich einen mitreißenden Roman lese, einen bewegenden Film schaue oder eine faszinierende Ausstellung besucht habe, dann rufe ich die Menschen, die mir wichtig sind, an und sage ihnen: „Das solltet ihr nicht verpassen.“ Einfach, weil ich so beglückt bin. Das in Bezug auf den Glauben zu kultivieren, können wir neu lernen. Und: Eine solche Haltung wird den Bekanntenkreis auch anregen, nachzuhaken, was mich da genau beglückt.

2. Entscheidend bei einem derartigen Ansatz ist, dass sich die Relevanz von Glauben (und damit auch die von Gottesbildern) eben nicht am Dogma, sondern an der Erfahrung erweist. Und zwar sowohl für diejenigen, die schon glauben, als auch für diejenigen, die nach Gott suchen. (Wobei das eine das andere nicht ausschließt.) Als „wahr“ wird vor allem das erlebt, was sich im Leben „als wahr erweist“. Das bedeutet zugleich, dass die Glaubensgemeinschaft den Mut entwickeln muss, verschiedene Erfahrungshorizonte auszuhalten. Einfach, weil sich Gott in unterschiedlichen Biografien sehr unterschiedlich als befreiend, lebensstiftend und weltbejahend erweist. Aber die Wertschätzung einer solchen „Mixed Ecology of Faith“⁹ ist viel leichter, als es auf den ersten Blick scheint. Und es könnte sein, dass die Rolle dessen, was man früher in frommen Kreisen gerne als „Zeugnis“ bezeichnet hat und das inzwischen unter dem Motto „Testimonial“ bzw. Storytelling auch weit darüber hinaus Anerkennung gefunden hat, massiv zunehmen wird: Dass Menschen – auch in Gottesdiensten – einfach erzählen, wie ihr Glaube konkret ihr Leben prägt. Die Theologin Sabrina Müller nennt einen solchen lebenswelt- und basisorientierten Ansatz „Gelebte Theologie“.¹⁰

9 – Anm.: Der Begriff „Mixed Ecology“ stammt aus der „Church of England“ und beschreibt das Miteinander unterschiedlicher Formen von Kirche. Ich übertrage ihn hier auf den Glauben und die Gottesbilder.

10 – Vgl. Sabrina Müller, „Gelebte Theologie: Impulse für eine Pastoraltheologie des Empowerments“ (Theologische Studien NF), Zürich 2019.

3. Dabei kann sich die scheinbar unbestimmte Formulierung der KMU – „Ich glaube, dass es ein höheres Wesen oder eine geistige Macht gibt“ – eventuell noch als Segen erweisen. Nämlich dann, wenn es Christinnen und Christen gelingt, das Mysterium Gottes bewusst nicht nur auszuhalten, sondern neu zu feiern. Wenn sie neben dem verständlichen Wunsch, tragfähige Bilder für Gott zu finden, dem Unsagbaren Raum geben. Wenn sie das Geheimnisvolle, Undefinierbare, den menschlichen Horizont Überschreitende

Wesen Gottes nicht als Erkenntnisschwäche, sondern als Erfahrungsstärke annehmen. Dann könnten sie so agieren, wie Paulus es in seiner Rede auf dem Areopag in Athen macht, als er die diffuse Sehnsucht der Griechen nach einem „unbekannten Gott“¹¹ als Anknüpfungspunkt nutzt, um mit ihnen über die Ursprünge dieser Sehnsucht und nach möglichen Antworten zu suchen.

Konkretionen für die eigene Sprachfähigkeit

Menschen zu bevollmächtigen, über ihren Glauben zu reden und ihn in ihrem Handeln erkennbar werden zu lassen, ist, Gott sei Dank, gar nicht so kompliziert. Hier ein paar leicht umsetzbare Vorschläge.

Erstens: Reden Sie selbst von Ihrem Glauben – und gerne auch von Ihren Zweifeln, Ängsten und den Fragen, die Sie an Gott haben. Sie werden sich wundern, wie schnell Ihr Gegenüber dann ebenfalls von seinen Erfahrungen und Unsicherheiten spricht.

Zweitens: Beteiligen Sie möglichst viele Menschen an geistlichen Prozessen, zum Beispiel im Gottesdienst. Sie werden entdecken, dass selbst Kirchendistanzierte und Suchende äußerst tiefgründige Fürbitten oder Segenssprüche formulieren können.

Und Drittens: Schaffen Sie bewusst „Räume“, in denen Menschen über ihren Glauben ins Gespräch kommen dürfen. Etwa indem Sie die Anwesenden bitten, einander beim Kirchenkaffee, auf dem Gemeindefest oder beim Geburtstagsbesuch die Frage zu beantworten: „Was ist dir heilig?“¹²

Der ehemalige Bundespräsident Joachim Gauck hat betont, dass es nicht gleichgültig sei, wie in der Kirche von Gott gesprochen werde.¹³ Die Ergebnisse der KMU VI machen (vor allem im Vergleich zu früheren Studien) deutlich, dass das „Sprechen von

11 — Apostelgeschichte 17,23.

12 — Anm.: midi hat dazu das Training „Wir müssen reden!“ entwickelt (Pfingsten 2024).

13 — Vgl. Joachim Gauck, Rede beim Zukunftskongress der Evangelischen Kirche in Deutschland in Wuppertal 2014.

Gott“ als Schlüsselkompetenz des Christentums auch der Schlüssel zu einer zukunftsfähigen Kirche ist. Wie gesagt: ein Defibrillator zur Reanimation des Gottesglaubens. Sie wissen ja: Ein Defibrillator sorgt für einen heilsamen Schock. Dann mal los!

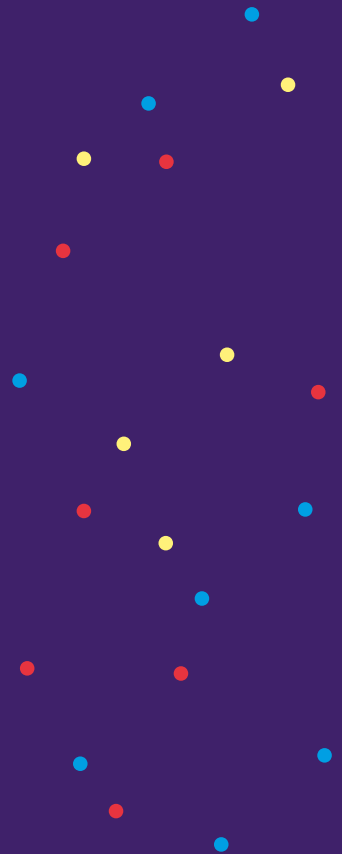


Dr. Fabian Vogt,
Referent für Evangelisation und
missionale Bildung



SCOFIELD
REFERENCE
BIBLE

3.2.1 WAS DIE PRAXIS DES BIBELLESENS MIT DER ZUKUNFT DER KIRCHE ZU TUN HAT

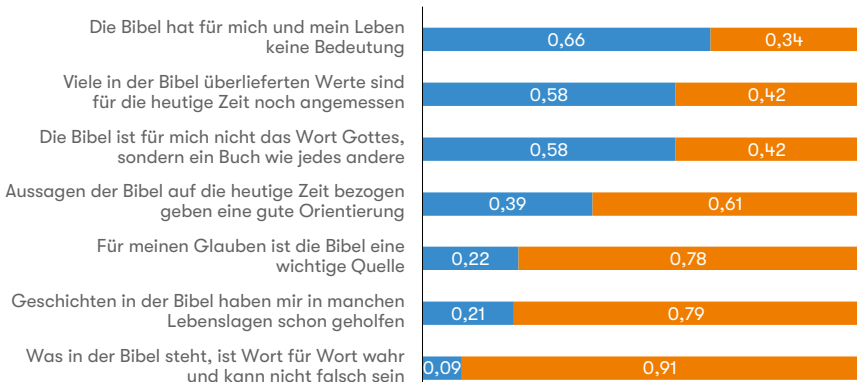


NÜCHTERN BETRACHTET

Zwei Drittel der bundesdeutschen Bevölkerung ab 14 Jahren (64 %) liest nie in der Bibel, so die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD. Jeder Elfte liest mindestens mehrmals jährlich oder öfters, lediglich 4 % lesen täglich oder wöchentlich in der Bibel. Vor dem Hintergrund, dass die Bibel die Grundlage des christlichen Glaubens darstellt, sind die Befunde der 6. KMU ernüchternd. Entsprechend korrespondieren die empirischen Befunde zur Bedeutung der Bibel. Demnach hat diese für zwei Drittel der Befragten keine Bedeutung im Leben, 58 % geben zudem an, dass es für sie ein Buch wie jedes andere sei. Allerdings geben genauso viele Befragte an, dass die „in der Bibel überlieferten Werte für die heutige Zeit noch angemessen sind“ und weitere 39 % geben an, dass die Aussagen der Bibel auch heute noch eine gute Orientierung geben. Für etwas mehr als ein Fünftel

Zur Bedeutung der Bibel gibt es heute unterschiedliche Meinungen. Inwieweit würden Sie den folgenden Aussagen zustimmen?

■ Zustimmung: „stimme voll/eher zu“ ■ Ablehnung: „stimme eher nicht/gar nicht zu“



ist die Bibel eine wichtige Quelle bzw. haben die Geschichten in der Bibel in manchen Lebenslagen schon geholfen.

Es kann festgehalten werden: Obwohl nur ein geringer Teil der deutschen Bevölkerung regelmäßig in der Bibel liest, finden deutlich mehr Menschen ihre Inhalte interessant. Das ergab auch eine Studie der Universität Leipzig, die 2022 erstmalig im Rahmen ihres interdisziplinären Projekts „Multiple Bibelverwendung in der spätmodernen Gesellschaft“ insgesamt 1.209 Menschen mit und ohne kirchlicher Bindung zur Thematik Bibel repräsentativ befragt hat.¹ Demnach sind 63% derjenigen, die nicht in ihr lesen, der Meinung, dass die Bibel zentrale Normen und Werte für die Gesellschaft überliefert. Bei den Bibellesenden sind dies 90%. Weitere Befunde sind: Die Bibellektüre findet überwiegend allein statt (82%), in einer Gruppe lesen rund 37% der Befragten. Zudem steht das regelmäßige Bibellesen in engem Zusammenhang zu anderen religiösen Praktiken und der Ausprägung der religiösen Sozialisation im Elternhaus, wobei die Bibelsozialisation vorzugsweise im Alter zwischen 4 und 14 Jahre stattfindet, vornehmlich im Religionsunterricht. In der KMU VI konnte lediglich in zwei Item-Clustern nach der Bibel gefragt werden. Vor diesem Hintergrund gilt es, die empirischen Befunde der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung differenziert im Lichte der allgemeinen Studienlage, insbesondere der Leipziger Bibelstudie wahrzunehmen und einzuordnen.

Die schlechte Nachricht vorweg: Die Zahl der evangelischen Kirchenmitglieder, die regelmäßig bzw. häufig in der Bibel lesen, ist im Vergleich zur vorigen (5.) Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung deutlich gesunken. Die Anzahl derer, die „täglich“ in der Bibel lesen, sank in den letzten zehn Jahren

1 — Vgl. Alexander Deeg/ Gert Pickel/ Yvonne Jaeckel/ Anika Mélix, Dimensionen biblischer Relevanz. Befunde einer empirischen Befragung zur gesellschaftlichen Verbreitung und Nutzung der Bibel in Deutschland 2022 (Forschungsbericht). Leipzig 2023. <https://ul.qucosa.de/api/qucosa%3A86133/attachment/ATT-0/> (23.11.2023).

demnach von 3,1% auf 2%. Der Anteil derer, die „mehr als einmal in der Woche“ in der Bibel lesen, sank von 6,6% auf ebenfalls 2% und der der etwa wöchentlich (zwei- bis viermal pro Monat) in der Bibel Lesenden von 12,9 auf 5%.²

Solange man den Faktor „Bibel lesen“ lediglich im Bereich der „persönlichen Spiritualität“ verortet, müssen einen diese Zahlen nicht sonderlich beunruhigen. Menschen in Deutschland sind heute „mild religiös“ geworden, wie Kristian Fechtner es ausgedrückt hat. Statt in der Bibel zu lesen, zünden sie gerne mal eine Kerze an, setzen sich in eine leere Kirche oder gehen in der Natur spazieren. All das sind zweifellos authentische Formen von Spiritualität.

Freilich steht das Bibellesen auf einer anderen Ebene. Die evangelische Kirche versteht sich wesentlich als „Kirche des Wortes“, und zwar in doppelter Weise: Zum einen verdankt sie sich diesem Wort. Im Fachlatein heißt das: Sie versteht sich als eine „creatura verbi“ – eine Schöpfung des Wortes. Zum anderen ist es ihr **Hauptauftrag**, dieses Wort an die Menschen weiterzugeben: es ihnen lieb zu machen als Gottes bevorzugten Ort, Menschen anzusprechen. Die reformatorische Formel „sola scriptura“ – „allein durch die Schrift“ – wird darum in der evangelischen Kirche immer wieder wachgerufen. Das alles steht in bemerkenswertem Kontrast zu der Tatsache, dass das Bibellesen bei protestantischen Christinnen und Christen kaum eine Rolle spielt.

Von den Tausenden von Zahlen der 6. KMU ist in meinen Augen keine so beunruhigend wie diese. Die Reformation war bzw. ist ihrem Wesen nach eine Bibelbewegung. Wenn wir es nicht schaffen, den Menschen wieder eine Liebe zur Heiligen Schrift zu vermitteln, wird der Protestantismus in Europa weitgehend aussterben. – Warum das so ist? Ganz einfach: Weil wir Gottes Herzschlag

2 – Vgl. *Wie hältst du's mit der Kirche. Zur Bedeutung der Kirche in der Gesellschaft. Erste Ergebnisse der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung. Elektronischer Anhang 2: Tabellen-Anhang mit Grundzählungen, differenziert nach Kirchenzugehörigkeit.* Hrsg. von der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), 2023.

Anm.: Die etwa zeitgleich zur KMU erhobene Studie „Dimensionen biblischer Relevanz“ fördert ähnliche Zahlen zutage: 1,6% der Protestant:innen lesen demnach „täglich“ in der Bibel, 3,2% „jede Woche und öfter“ und 3,2% „zwei- bis dreimal im Monat“ in der Bibel.

nirgendwo besser vernehmen als im Wort der Bibel. Wenn wir aufhören, uns mit ihr aktiv auseinanderzusetzen und sie voller Lust und Liebe zu lesen, fehlt unserem christlichen Glauben und Handeln der innere Glühkern. Freilich ist es noch nicht zu spät, dem entgegenzuwirken. Ich sehe in den aktuellen Untersuchungen dazu hoffnungsvolle Ansätze.

3 – Vgl. Dimensionen biblischer Relevanz, a.a.O., S.13f

4 – Vgl. ebd., S. 24.

5 – Vgl. ebd., S. 28.

Erstens: Kinder- und Jugendarbeit.

Die Untersuchung „Dimensionen biblischer Relevanz“ zeigt auf, dass eine erste Beschäftigung mit der Bibel überwiegend zwischen dem 4. und 15. Lebensjahr stattfindet: „In darüberliegenden Lebensjahren kommt es nicht mehr zu nennenswerten Erstbegegnungen mit der Bibel. Bibelkontakt kann damit als essentieller Bestandteil religiöser Sozialisierung gewertet werden, der in frühen Lebensjahren angelegt wird.“³ Hier spielen Eltern (71%) und Großeltern (62%), Kinderbibeln (65%), Kindergarten (54%), Kinderkirche (53%) und vor allem Religions- (88%) und Konfirmandenunterricht bzw. Firmung (77%) eine wichtige Rolle. **Was hier in der Kinder- und Jugendzeit nicht als Basis gelegt wird, ist später kaum mehr wettzumachen.**

Zweitens: „Alphabetisierungskampagnen“.

Obwohl nur rund die Hälfte der Bevölkerung eine Bibel in ihrem Haushalt besitzt und nur ein Drittel in der Bibel liest, gilt: „Der Aussage ‚Ich finde es interessant, was in der Bibel steht.‘ stimmen immerhin 64,1% der Katholik:innen und 69,8% der Protestant:innen zu. [...] Und selbst unter Befragten ohne Religionszugehörigkeit geben rund 40% an, die Inhalte der Bibel interessant zu finden.“⁴ Selbst 46,3% der Nichtlesenden finden es wichtig, dass Kinder eine christliche Erziehung erhalten (Bibellesende: 79,9%) und sogar 63,5% aller Befragten finden, dass die Bibel zentrale Werte für die Gesellschaft überliefert.⁵ Das heißt: Es gibt ein weit über den

Kreis der Bibellesenden hinausgehendes Interesse an ihren Inhalten. Das belegt auch der Podcast „Unter Pfarrerstöchtern“ von Johanna Haberer und Sabine Rückert, in dem sich die beiden Schwestern jeweils über ein Kapitel der Bibel unterhalten und dabei rund eine halbe Million Hörer:innen (Stand 2021) erreichen. Der Bibel-Studie ist zuzustimmen, wenn sie fragt, „ob und inwieweit die Bibel auch für Menschen interessant sein könnte, die diese bislang nicht gelesen haben.“⁶

6 – Ebd., S. 3., vgl. ähnlich S. 5.

Auch kann ich mir gut vorstellen, dass „Alphabetisierungskampagnen“ in Bezug auf die Bibel auf fruchtbaren Boden stoßen könnten. Die Autor:innen der genannten Studie weisen etwa auf ein Bibelleseprojekt hin, das zwischen 2014 und 2018 in Israel durchgeführt wurde. Israel ist sehr viel säkularer, als wir uns das manchmal vorstellen. Das Projekt wurde aufgrund seines Erfolges verlängert. Es trägt den Titel „929“, was der Anzahl der Kapitel der Hebräischen Bibel entspricht: An fünf Tagen der Woche wird jeweils ein Kapitel der Bibel gelesen, am Freitag erfolgt eine Zusammenfassung und am Sabbat ruht das Bibellesen.

Täglich werden Anregungen zur Lektüre im Internet und per App veröffentlicht. Hierbei sind keineswegs nur Theolog:innen eingebunden, sondern auch Promis, Künstler:innen, Wissenschaftler:innen u.v.a. Wäre eine vergleichbare Kampagne nicht auch in Deutschland denkbar und vielversprechend?

Drittens: Stärkung des „geistlichen Grundwasserspiegels“ in den Gemeinden.

In der heutigen kirchlichen Diskussion ist es üblich geworden, negativ über die so genannte „Kerngemeinde“ zu reden, also über die Menschen, die regelmäßig den Gottesdienst besuchen, an kirchlichen Gruppen und Angeboten partizipieren und / oder sich aktiv in der Gemeinde engagieren. Hinter

der Abwertung dieses „Kirchenchristentums“ steckt vielfach der Ärger kirchenleitender Personen, dass Mitglieder der Kerngemeinde sich oft vehement gegen die aktuellen Umstrukturierungen wehren. Darum wird heute gern argumentiert, dass doch auch Menschen, die **nicht** in den Gottesdienst gehen und sich nicht in ihren Gemeinden engagierten, durchaus gute Christinnen und Christen sein könnten. Das ist sicherlich richtig. Trotzdem würde ich mir mehr Wertschätzung denen gegenüber wünschen, die sich aktiv in unseren Gemeinden beteiligen. Die Kerngemeinden sind – mit all ihren Vor- und Nachteilen – das Ergebnis unserer kirchlichen Arbeit der letzten 50 Jahre. Sie besuchen die Gottesdienste, sie spenden Zeit und Geld, sie arbeiten mit. Das ist nicht wenig, wie ich finde.

Daher: **Gehen wir bitte wertschätzend mit unseren Kerngemeinden um, denn wenn die uns auch noch wegbrechen, werden unsere Probleme nicht kleiner, sondern größer.** Natürlich gibt es auch Christinnen und Christen außerhalb der Kerngemeinde. Aber diese lassen sich als konkrete Größe schlecht fassen und wir haben auf sie relativ wenig Einfluss. Gerade weil der Zustand unserer Kerngemeinden nicht der beste ist, diese Menschen aber mit Eifer und Engagement da sind, lohnt es sich besonders, genau in diese Gruppe zu investieren. Das gilt auch und gerade in Bezug auf einen aktiven Umgang mit der Bibel. Dabei denke ich zum einen an die **Neubelebung alter und neuer Formate** wie Bibelwoche,⁷ Bibelsonntag,⁸ Bibelkurse, Bibelpfade, Bibelsalons, Haus- und Bibelkreise⁹ und Lebenswortgruppen. Es gilt außerdem, einen aktiven Umgang mit der Bibel in bestehenden Gruppen, Gremien¹⁰ und Veranstaltungen zu fördern. In diesem Zusammenhang sei auch auf den großen Schatz hingewiesen, den wir in den unterschiedlichsten „Derivaten“ der Bibel wie beispielsweise dem Losungsbüchlein als „jährlichem

- 7 – Vgl. Zur Ökumenischen Bibelwoche: <https://www.a-m-d.de/themen/bibel/oekumenische-bibelwoche>. (23.11.2023). Anm.: Wir beschränken uns hier und im Folgenden angesichts der Fülle von Materialien und Angeboten auf Produkte, die wir als midi bzw. AMD (mit-)verantworten.
- 8 – Vgl. zum Ökumenischen Bibelsonntag: <https://www.a-m-d.de/themen/bibel/oekumenischer-bibelsonntag> oder direkt unter www.bibelsonntag.de (23.11.2023).
- 9 – Anm.: Zur Hauskreisarbeit finden Sie Materialien unter: <https://www.a-m-d.de/themen/gemeinde/hauskreise-kleingruppen/impulse-fuer-hauskreis-abende/arbeitshilfen/> (23.11.2023).
- 10 – Anm.: Zur Gremien-spiritualität: <https://www.mi-di.de/materialien/spiritualitaet-mehr-begeisterung-in-sitzungen> (23.11.2023).

Weltbesteller“ (P. Zimmerling) mit einer Gesamtauflage von 1,7 Millionen¹¹ oder auch in Form von Bibeinführungen,¹² Bibelkalendern, Andachtsbüchern, geistlichen Adventskalendern,¹³ Bibel-Apps, Bibel-Podcasts, Shareables auf Social Media etc. haben.

Es ist noch nicht zu spät, in puncto Bibellesen das Steuer herumzureißen. Hierzu können jede einzelne Gemeinde und jeder Kirchenkreis einen sinnvollen Beitrag leisten. Besonders hilfreich wären hier freilich ein konzertierter Wille und klare Vorgaben kirchenleitender Stellen in dieser Frage. **Es geht beim persönlichen Umgang mit der Bibel nicht um das religiöse Steckenpferd einzelner Christinnen und Christen, sondern um die Zukunft der Kirche.** „Um erwachsene Christen zu werden, müsst ihr euch mit der Schrift vertraut machen“, sagte schon der Kirchenlehrer Johannes Chrysostomos (344–407). Daran hat sich bis heute nichts geändert.

Thesen

1. Von den Zahlen der 6. KMU ist keine so beunruhigend wie die, dass Glaubende kaum mehr in der Bibel lesen. Die evangelische Kirche versteht sich ihrem Wesen nach als „Kirche des Wortes“. Wenn es uns nicht gelingt, den Menschen wieder eine Liebe zur Heiligen Schrift zu vermitteln, wird der Protestantismus in Europa weitgehend aussterben.
2. „Um erwachsene Christen zu werden, müssen wir uns mit der Schrift vertraut machen“ (Johannes Chrysostomos 344–407). Es geht beim persönlichen Umgang mit der Bibel nicht um das religiöse Steckenpferd einzelner Christinnen und Christen, sondern um die Zukunft der Kirche.
3. In Hinblick auf die Förderung des Bibellesens empfiehlt sich ein dreifacher Ansatz: a) die Verstärkung der bibeldidaktischen Kinder- und

11 — Vgl. Dimensionen biblischer Relevanz, a.a.O., S. 10 und 18.

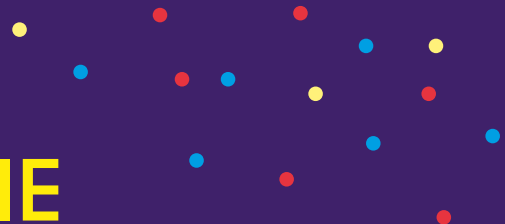
12 — Anm.: Etwa Klaus Douglass / Fabian Vogt: „Expedition zum ICH - In 40 Tagen durch die Bibel.“ Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart und C & P-Verlag, Glashütten 2006.

13 — Anm.: Zum Beispiel der von midi herausgegebene digitale Adventskalender „Sternenstaub“: <https://www.mi-di.de/materialien/sternenstaub> (23.11.2023).

Jugendarbeit; b) eine breit angelegte „biblische Alphabetisierungskampagne“ für Erwachsene; und c) die Stärkung des „geistlichen Grundwasserspiegels“ in unseren Gemeinden.



Dr. Klaus Douglass,
Pfarrer und Direktor von midi

A cluster of small, colorful dots in shades of red, blue, and white is located in the top right corner of the page.

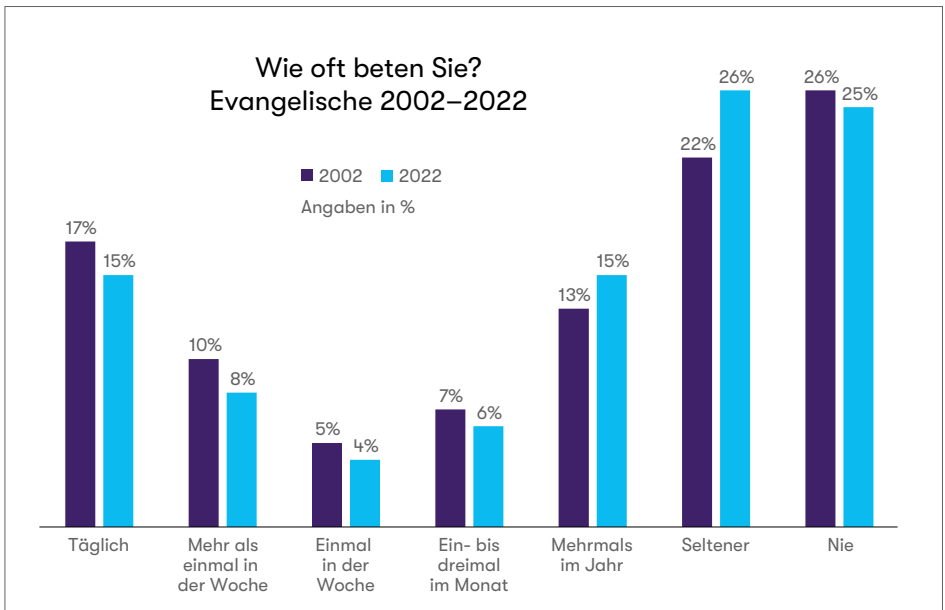
3.2.2 WAS DIE PERSÖNLICHE SPIRITUALITÄT MIT DER ZUKUNFT DER KIRCHE ZU TUN HAT

NÜCHTERN BETRACHTET

Ein Drittel der Menschen in Deutschland ab 14 Jahren betet laut 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung mindestens mehrmals im Jahr oder öfters, 20 % mehrmals im Monat oder wöchentlich. Etwas weniger als die Hälfte (47 %) geben an, nie zu beten. Damit bestätigt die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, was in den zurückliegenden Jahren immer wieder durch Umfragen ans Tageslicht befördert wurde.¹

Betrachtet man die Gebetspraxis der Evangelischen, so ist festzustellen: Knapp die Hälfte der Evangelischen (48 %) betet mehrmals im Jahr oder öfters. Der Anteil derjenigen, die mehrmals im Monat oder wöchentlich beten, liegt bei den Evangelischen bei 33% und der Anteil derjenigen, die „nie“ beten bei 25%.

1 – Vgl. <https://de.statista.com/infografik/30302/umfrage-zum-beten-ausserhalb-von-gottes-haeusern-beten-bzw-besuch-von-gottes-haeuser/> (23.11.2023).



Blickt man auf die Gebetspraxis der Evangelischen im Zeitverlauf zwischen 2002 und 2022 so hat diese vor allem bei der täglichen, wöchentlichen und monatlichen Praxis abgenommen, also das, was man gemeinhin als „regelmäßige“ Gebetspraxis fassen würde. Das Gebet mehrmals im Jahr oder aber die seltene Gebetspraxis haben hingegen zugenommen.

Fragt man, wie die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, nach den Inhalten bzw. Gründen des Gebets, so sind bei den Evangelischen, die angeben, mindestens selten oder öfters zu beten, die Top 4-Antworten:

- Fürbitte: „Ich bete für das Wohl von Menschen, die mir besonders nahestehen“ (89%)
- In der Not: „In schwierigen Situationen bete ich, dass Gott mir hilft“ (82%)
- Dankgebet: „Ich danke Gott für alles Gute und Schöne“ (80%)
- Alltagsbegleitung: „Ich bete für das, was für meinen Alltag wichtig ist“ (71%) bzw. „Ich bete, dass Gott mich begleitet“ (66%).

2 — Anm.: Freilich sagen auch rund 55% von ihnen, dass sie „selten“ oder „nie“ beten. Vgl. hier und im Folgenden: Wie hältst du's mit der Kirche. Zur Bedeutung der Kirche in der Gesellschaft. Erste Ergebnisse der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung. Elektronischer Anhang 2: Tabellen-Anhang mit Grundzählungen, differenziert nach Kirchenzugehörigkeit. Hrsg. von der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), 2023, S. 18f.

Gebet – Lebensader der Gottesbeziehung

Bei allen rückläufigen Zahlen: Der Anteil der Menschen, die regelmäßig beten, ist immer noch erfreulich hoch. Bei den Evangelischen betet knapp ein Drittel mehrmals im Monat, 15% sogar täglich. Ja, sogar ein Viertel der Gesamtbevölkerung betet mehrmals im Monat, 11% sogar täglich.²

Gebet ist Kommunikation mit Gott und somit die Lebensader christlicher Glaubenspraxis. Diese Ader lebt offensichtlich bei einem guten Teil unserer Bevölkerung weiter fort, obwohl sie sich innerlich oder auch äußerlich von der Kirche abgewandt haben. Die Schere zwischen gemeinschaftlicher und individueller Spiritualität driftet dabei immer weiter auseinander. Gebet ist für viele zur Privat-

sache geworden: etwas, das man vor allem für sich alleine betreibt.

In gewisser Weise ist das völlig natürlich. Beten ist zunächst einmal ein sehr persönlicher, ja intimer Vorgang. Die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat auch gefragt, **was** die Menschen beten: Sie beten beispielsweise um Vergebung von Schuld (44 % aller betenden Befragten) oder für das, was für ihren Alltag wichtig ist (68 %). Sie beten in schwierigen Situationen, dass Gott ihnen hilft (82 %) und sie begleitet (61 %). Sie beten für das Wohl von Menschen, die ihnen nahestehen (89 %). Sie beten, um zur Ruhe zu kommen (50 %) oder fragen danach, was sie tun sollen (28 %). Und sie danken Gott für alles Gute und Schöne (79 %). Das alles sind höchst persönliche Anliegen und es lässt sich nachvollziehen, dass Menschen diese Fragen gerne alleine mit Gott ausmachen wollen.

Der primäre „Use Case“ (Anwendungsfall) des Gebets ist für die meisten Menschen das eigene Leben: Selbst wenn sich der Blick darüber hinaus weitert, betet man um das Wohl von Menschen, die einem am Herzen liegen. Auch der Dank für das Gute und Schöne, das einem widerfahren ist, gehört mit fast 80 % zu dieser Art von Grundspiritualität, die sich angewiesen weiß auf die helfende und segnende Begleitung Gottes oder einer „göttlichen Macht“. Vieles von alledem finden wir auch im Gebetsbuch der Bibel, den Psalmen. Allein diese Tatsache verbietet es, diese Form von Spiritualität auch nur im Geringsten abzuwerten. Sie ist durch und durch menschlich und naheliegend.

Und doch ist Beten so viel mehr, bzw. kann so viel mehr sein! Wenn Beten seinem Wesen nach wirklich Kommunikation – man könnte auch sagen „Beziehungspflege“ – mit Gott ist, dann umfasst es viel mehr als Bitten und Danken. Das wertet die vorhandene Gebetspraxis nicht ab. Im Gegenteil. Gerade die Wertschätzung dieser immer noch weit

verbreiteten Gebetspraxis lässt auf ein tiefes Bewusstsein der Angewiesenheit auf Gott, ja vielleicht sogar auf eine Sehnsucht schließen, an die die Kirche anknüpfen kann. Meine Erfahrung ist, dass Menschen, die beten, nicht nur bereit, sondern sogar sehr interessiert daran sind, ihre Gebetspraxis zu erweitern und anreichern zu lassen.

Drei Anregungen dazu:

Der erste Vorschlag wäre, das Thema Gebet vor allem in den Gemeinden wieder stärker und mutiger zu adressieren.

Mit rund 32% der eigenen Mitglieder und immer noch 25% der Gesamtbevölkerung haben wir eine Zielgruppe, die in ihrer Offenheit für religiöse Praxis allein schon mengenmäßig ihresgleichen sucht. „Gebet“ ist für viele Leute ein Thema. Und ja: Es ist eine sehr persönliche Sache. Und trotzdem kommen wir beim Beten ohne Gemeinschaft nicht weiter.

Beten ist eine Sprache des Herzens. Sprechen aber lernen wir, in dem andere zu uns und mit uns sprechen. Das gilt für unsere Muttersprache ebenso wie für alle Fremdsprachen und auch für das Gebet. Das heißt: Beten lernt man nur durch Beterinnen und Beter. Unsere Art und Weise zu beten, ist auch ein Widerhall dessen, was wir uns bei anderen Menschen an Gebetspraxis abgeschaut haben. Dabei spielen – ähnlich wie beim Bibellesen – Eltern und Großeltern eine wichtige Rolle. Zugleich liegt hier ein wichtiger gemeinsamer Auftrag. Unsere Gemeinden sollten so etwas wie „Schulen des Gebets“ sein. Familien sind heute immer weniger religiös. Wo sollen die Menschen das Beten noch lernen, wenn nicht bei uns?

Insofern mache ich Gemeinden Mut, dass sie über den sonntäglichen Gottesdienst hinaus mindestens ein regelmäßiges Angebot bereithalten, in dem Menschen beten (und damit auch beten

lernen) können: Friedensgebete, Taizéandachten, Sing-and-Pray-Treffen, liturgische Tagzeitengebete, Gebet für Kranke, Segnungsgottesdienste, Gebetsnächte, Worshiptreffen, Gebetsspaziergänge, Kunstbetrachtungen, geistliche Konzerte, Meditationen, Gebetsseminare, Gebets-Coaching und vieles mehr. Kirchenkreise haben dabei die Chance, dass jede der dazugehörenden Gemeinden ein etwas anderes Angebot machen kann und damit unterschiedliche Menschen angesprochen werden.

Ich habe in meinem gemeindlichen Pfarrdienst jedes Jahr ein Gebetsseminar angeboten (und zwar jedes Jahr ein anderes). Das Spannende war, dass hierzu nicht nur „die üblichen Verdächtigen“ kamen, sondern oft auch Menschen, die ich nie zuvor gesehen hatte. Mit dem Thema „Gebet“ erreicht man nicht die Massen, wohl aber Menschen, die schon eine religiöse Grunddisposition haben und daher für spirituelle Fragen offen sind. Sie haben oft ein großes Interesse, in geistlicher Hinsicht einen nächsten Schritt zu gehen. Bei einigen könnte dieser Schritt sein, von einem diffusen Glauben an ein „höheres Wesen“ zu einer Erfahrung mit dem lebendigen Gott vorzustoßen. Anderen wird vielleicht die Person Jesu Christi für ihre Gottesbeziehung zunehmend wichtig. Wieder andere erweitern ganz einfach ihr persönliches Gebetsportfolio.

Daran schließt mein zweiter Vorschlag an, nämlich die Spannweite der angebotenen Gebetsformen deutlich zu erhöhen.

Wir alle kommunizieren tagtäglich auf hundertfache Weise: Wir reden und hören, rufen und flüstern, sprechen und schweigen, lachen und weinen, schneiden Grimassen, winken, umarmen, kommunizieren mal logisch, mal körperlich, mal emotional. Kommunikation ist ihrem Wesen nach vielfältig. Das gilt auch für unsere Kommunikation mit Gott.

Ich habe einmal in einem Selbstversuch über 50 Weisen des Gebets ausprobiert: persönliche und gemeinschaftliche Gebetsformen, unterschiedliche Arten des Betens mit der Bibel, meditative, kreative, sinnliche, digitale und körperliche Gebetsformen etc.³ Einige dieser Formen entsprachen mir überhaupt nicht. Andere hingegen – brachten mich zum „Fliegen“. Ich machte erstaunliche Entdeckungen, auf welcher vielfältigen Weise ich zu einer Herz-zu-Herz-Kommunikation zu Gott finden konnte.

Der eine Lerneffekt war, dass es weniger eine Frage der Spiritualität als eine Frage der eigenen Sozialisation (und vielleicht auch des persönlichen Hormonspiegels) ist, dass einem bestimmte Gebetsformen eher liegen, andere hingegen nicht. Der andere Lerneffekt war der, zu erkennen, wie viel wir Menschen vorenthalten, wenn sie in unseren Gemeinden immer auf die gleichen Gebetsformen treffen. Manche finden deswegen das Beten eine ziemlich langweilige Sache. Dabei kann Beten unglaublich erfüllend und kraftvoll sein: Wir müssen nur die unserer Persönlichkeit entsprechende Art und Weise finden. Hier sind Gemeinden und Kirchenkreise aufgefordert, ein entsprechend vielfältiges Angebot bereitzuhalten. Denn eins ist klar: Je vielfältiger und „bunter“ wir beten, desto lebendiger wird unser Gespräch mit Gott.

Der dritte Vorschlag besteht darin, die Chancen aufzuzeigen, die nicht nur im individuellen, sondern gerade auch im gemeinschaftlichen Gebet liegen.

Das gemeinschaftliche Gebet kann und soll das individuelle Gebet keinesfalls ablösen. Jesus ging immer wieder in die Stille, um für sich alleine zu beten.⁴ Er riet den Menschen, in das „Kämmerlein“ zu gehen, wenn sie beten wollen.⁵ Doch gerade er, der das individuelle Gebet für sich selbst pflegte

3 – Vgl. Klaus Douglass: „Beten – ein Selbstversuch.“, adeo Verlag 2011.

4 – Vgl. etwa Matthäus 14,23.

5 – Vgl. Matthäus 6,6.
Anm.: Gemeint ist dabei die Speisekammer, die in den Häusern der Armen oft der einzige Raum war, in dem man für sich alleine sein konnte.

und lehrte, ermutigte seine Jüngerinnen und Jünger immer wieder zum gemeinsamen Gebet. Das gemeinschaftliche Gebet hat in der Bibel eine deutlich größere Verheißung als das individuelle Beten.⁶ Nicht umsonst heißt das Grundgebet der Christenheit „Vater **unser**“ und nicht: „mein Vater“.

Auch hier wird der Schlüssel sein, die Spannweite der angebotenen Gebetsformen zu erhöhen. Es geht darum, Menschen zu helfen, nicht nur im persönlichen, sondern auch im gemeinschaftlichen Gebet, Formen zu finden, die ihnen helfen, in intensiver Weise mit Gott zu kommunizieren. Für die einen ist dies das gottesdienstliche Gebet. Andere lieben es, gemeinsam zu singen.⁷ Wieder andere schätzen die Kraft so genannter Gebetsgemeinschaften, in denen Menschen frei miteinander beten und sich durch das Mitbeten der anderen gestärkt und getragen fühlen. Darüber hinaus gibt es aber noch Dutzende andere Formen gemeinschaftlichen Gebets.

Ich weiß, dass viele Menschen der Gedanke des gemeinschaftlichen Gebetes abschreckt. Aber das liegt zumeist an den Formen, die sie bislang kennengelernt haben, und die nicht ihrem Naturell entsprechen. Ich bin davon überzeugt, dass es nicht nur in Hinblick auf das individuelle, sondern auch in Hinblick auf das gemeinschaftliche Gebet viele Formen und Arten gibt, die einen Menschen positiv mitnehmen und auch in der Gruppe mit Gott von Herz zu Herz kommunizieren lassen. Hier ist Liebe und Fantasie gefragt, eine mehr oder minder große Spannbreite an Gebetsformen anzubieten, statt sich mit den immer gleichen, etablierten Weisen gemeinschaftlichen Gebets zufrieden zu geben.

6 – Vgl. Matthäus 18,19.

7 – Anm.: Hierzu empfehlen wir gerne die von midi wesentlich mitgestaltete EKD-Initiative „Da kann ich ein Lied von singen“, vgl. <https://www.youtube.com/watch?v=Bcis9lNhW-Y>. Alle Infos und Materialien hierzu finden Sie unter www.mi-di.de/themen/mitsingkonzert und www.ekd.de/gesangbuch2024 (alle: 23.11.2023).

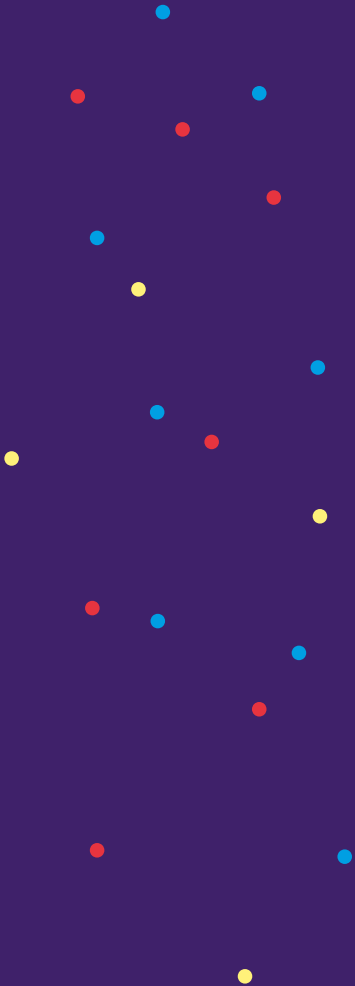
Thesen

1. Beten ist seinem Wesen nach Kommunikation mit Gott. Dazu gehören vor allem Bitten und Danken, sie umfasst aber sehr viel mehr. Dass immer noch erstaunlich viele Menschen beten, offenbart ein Bewusstsein der Angewiesenheit auf Gott, an das wir gut anknüpfen können.
2. Beten lernt man durch Beterinnen und Beter. Unsere Gemeinden sollten daher so etwas wie „Schulen des Gebets“ sein. Familien sind heute immer weniger religiös. Umso wichtiger ist es, dass die Menschen bei uns nicht nur das gottesdienstliche Beten kennenlernen.
3. Es gibt mindestens 50 Weisen zu beten. Manche davon liegen uns mehr, andere weniger. Das ist oft eine Frage des persönlichen Naturells und der religiösen Sozialisation. Es ist ein Auftrag der Kirche, Menschen zu helfen, die Art und Weise des Gebets zu finden, die zu ihnen „passt“. Je vielfältiger und „bunter“ wir beten, desto lebendiger wird unsere Kommunikation mit Gott.



Dr. Klaus Douglass,
Pfarrer und Direktor von midi

3.3 ZUM WANDEL DER KASUALPRAXIS



NÜCHTERN BETRACHTET

Es hätte nicht der VI. KMU bedurft, um sich des Trends zu vergewissern, dass die Inanspruchnahme der Kasualien rückläufig ist. Nicht nur Bestattungen und Trauungen verzeichnen seit Jahren massive Einbrüche, auch Taufen und Konfirmationen sind rückläufig – wenngleich nicht in diesem Maße.

Die zunehmende Nichtinanspruchnahme der Kasualien unter Kirchenmitgliedern trifft sich mit einer gleichzeitigen Erwartungssteigerung an diese Rituale. Nicht nur die geforderte Erlebnisqualität unterliegt einem höheren Erwartungsdruck.¹ Das individuelle Gestaltungsmoment gewinnt in einer „Gesellschaft der Singularitäten“, in der jede:r zur Kurator:in des eigenen Lebens wird, gerade in den Kasualien an Bedeutung.² Die VI. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung stellt deshalb zurecht fest, dass „die Anforderungen an die kirchliche Kasualpraxis zunehmen werden, was die Qualität ihrer Durchführung, die Zugänglichkeit für Menschen ohne gemeindliche Bindung und die rituelle Innovationskraft betrifft.“³

Die Herausforderungen für den bereits jetzt schon vielerorts überlasteten Pfarralltag sowie die bisher auf Gemeinschaft hinzielende Funktion der Kasualien (Taufe, Konfirmation, Bestattung und auch Trauung) liegen auf der Hand. Kreativität und Individualität sind gefragt und die brauchen Zeit und eine neue Kasualkompetenz. Nimmt man zur Kenntnis, dass die Kasualien jene Gottesdienste (bzw. überhaupt Begegnungsmomente) sind, durch die die Kirche die meisten ihrer Mitglieder erreicht – dann hätte man sich gewünscht, dass alle Kasualien eine Neujustierung erlebt hätten, wie es immerhin die Konfirmation und die Konfirmandenarbeit in den letzten Jahren erfahren haben. Vielleicht ist das positive Abschneiden der

1 – Vgl. bspw. Wagner-Rau, Ulrike / Handke, Emilia (Hrsg.): *Provozierte Kasualpraxis. Rituale in Bewegung*. Stuttgart 2019.

2 – Vgl. Kirchhof, Tobias: *Die Gesellschaft der Singularitäten und ihre kasualpraktische Antwort*. In: *Pfarrvereinsblatt* 5-6/2021, S. 275-285.

3 – *Wie hältst Du's mit der Kirche? Zur Bedeutung der Kirche in der Gesellschaft. Erste Ergebnisse der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung*, hrsg. vom EKD-Kirchenamt. Leipzig 2023, 66.

Konfirmation hinsichtlich der religiösen Bildung bei Jugendlichen in der VI. KMU auch ein Ergebnis dieser Arbeit.

Es gibt also weniger eine Kasualkrise, als vielmehr eine Gestaltungskrise der Kasualien, aus der dann erstere erwächst.

Trauung

Obgleich die Anzahl der zivilrechtlich geschlossenen Ehen auf hohem Niveau liegt, haben die kirchlichen Trauungen in den zurückliegenden Jahrzehnten stark abgenommen. 2019 waren 38.100 evangelische Trauungen zu verzeichnen, 1990 waren es hingegen noch 96.400. Für die Traubereitschaft entscheidend ist unter anderem der soziale Kontext und die individuelle Gestaltung sowie Berücksichtigung der diverseren Bedürfnislagen der Hochzeitspaare. Keine andere Kasualie verdeutlicht den Individualisierungsanspruch so deutlich wie die Trauung bzw. Hochzeit.

Eindrücklich konnte das anhand des ersten „Hochzeits-Pop-Up-Festivals“ in Berlin nachgewiesen werden.⁴ Dieses erstmals 2022 durch das Segensbüro Berlin durchgeführte niedrighschwellige Segnungs- und Hochzeitsangebot (der Begriff „Trauung“ durfte aus eher kirchenrechtlichen als theologischen Gründen nicht verwendet werden, was den teilnehmenden Paaren jedoch egal war) nahm die Trends und Bedürfnisse ernst:

- kurzfristige oder gar keine Anmeldung
- freie Wahl des Ortes (Kirche, Hochzeitsbogen, unter Baum)
- freie Musikwahl vor Ort
- 30 Minuten Gespräch mit den Pfarrer:innen, dann Segnung bzw. Hochzeit mit Bibelspruch
- Begleitangebot (Fotograf:in, Picknick u.a.)
- Club-Atmosphäre am Abend

1 — Vgl. auch den gesamten Absatz <https://www.mi-di.de/materialien/heiraten-einfach-anders-zwanglos-authentisch-und-segensreich> (23.11.2023) bzw. Hörsch, Daniel (Hrsg.): Segenshochzeiten: Heiraten einfach anders! Eine Auswertung des Pop-Up-Hochzeitsfestivals des Segensbüros in Berlin-Neukölln. midi 2022.

In einer Stadt, in der die evangelischen Trauungen fenstersturzartig rückläufig sind, wurden an einem Samstag (Nachmittag und Abend) an diesem einen Ort in Berlin-Neukölln (Genezarethkirche) 72 Paare gesegnet bzw. verheiratet. Zum Vergleich: Im gesamten Vor-Corona-Jahr 2019 hatte ganz Berlin 559 evangelische Trauungen, Tendenz fallend.

Gefragt nach dem, was diese Form der Kasualie für die Paare attraktiv macht, kristallisierten sich zwei wesentliche Aspekte heraus:

- Der Segen, vermittelt durch eine:n Geistliche:n, war den Paaren wichtig.
- Das Unkomplizierte und Zwanglose (Anmeldung, Durchführung usw.) wurde wertgeschätzt.

Besonders

- der Verzicht auf bürgerliche Zwänge im Umfeld der Trauung (Familienfeier, Einladungslisten, Bekleidungs Vorschriften u.ä.),
- der Verzicht auf kirchlich-formale Zwänge (Kirchenmitgliedschaft, Gemeindezugehörigkeit, Eintragung in ein Kirchenbuch u.a.)⁵,
- die Fokussierung auf die individuellen Bedürfnisse des Paares,
- die prinzipielle Offenheit für individuelle Wünsche
- und der kirchliche bzw. geistliche Zuspruch des Segens

waren die Erfolgsfaktoren der Revitalisierung dieser Kasualie. Der Erfolg setzt sich fort, indem mittlerweile in vielen Gemeinden oder Kirchenbezirken ähnliche Angebote gemacht werden. Das Paradoxe und zugleich Hoffnungsmachende dieser Entwicklung ist, dass eine andere kirchliche Entwicklung diesen Trend vorweggenommen hat: So urteilt das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD: „Die Trauung könnte von Segensfeiern für homosexuelle Paare lernen.“⁶

5 — Anm.: So gab es z.B. nicht wenige Paare, die davon ausgegangen sind, dass wenn ein Partner kein Kirchenmitglied ist, ihnen keine kirchliche Trauung zusteht und sie deshalb gar nicht auf die Idee gekommen sind, deswegen anzufragen.

6 — Christian Fuhrmann, David Gutmann, Christopher Jacobi, Georg Lämmlin: *Kasualien – Einstellungen zu und Erwartungen an kirchliche Begleitung an Lebensschwelen*. 2023.

Taufe

Die Taufquote lag vor 2020 stabil, bei leicht sinkender Tendenz bei über 70 %. Auch die Taufbereitschaft bewegt sich im Licht der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen auf hohem Niveau (2022: 82%), wenn auch mit abnehmender Tendenz im Zeitverlauf. Fragt man nach den Taufgründen, so sind es die Familienfeier, die Aufnahme in die Gemeinschaft der Gläubigen und die christliche Erziehung, die am häufigsten in der KMU VI genannt werden.

Anders als bei den Hochzeiten sind es bei den Taufen die Familienfeiern, die den zentralen Punkt dieser Kasualie darstellen. Dabei lässt sich feststellen, dass die Erlebnisqualität besonders in diese Richtung entscheidend ist und damit der theologischen Dimension nichts wegnimmt. So erklärt sich der Erfolg lokaler und regionaler Taufeste, wie sie bspw. 2023 im „Jahr der Taufe“ durch die Initiative der EKD unterstützt wurden.⁷ Taufen an besonderen Orten wie Flüssen oder Seen, eingebettet in Gemeindefeste und Tauferinnerungen erfreuten sich großen Zuspruchs und können in dieser Form den theologischen Gehalt der Aufnahme in die christliche Gemeinschaft zum Ausdruck bringen. Gleichzeitig entsprechen sie einer Feierkultur, die den Menschen vertraut ist, vertrauter als der liturgische Ablauf eines klassischen Gottesdienstes, und drücken damit das Zuversichtliche und Positive der Kasualie aus.

Die soziale Dimension, dass durch solche Feste auch Familien in prekären Einkommenssituationen sowie Alleinerziehende an einer Feier partizipieren, die sie nicht stigmatisiert, ist ein wesentliches Element und allein schon Grund genug, um die Taufe in diese Richtung zu entwickeln (ggf. ergänzend zur bisherigen Taufpraxis).

An dieser Stelle sei vorwegnehmend auf die Auswertung der Taufinitiative u.a. durch Daniel

7 – Vgl. hierzu: <https://www.deinetaufe.de> (23.11.2023).

Hörsch (midi) verwiesen, die im Dezember 2023 erscheinen wird.

Konfirmation

Die Konfirmation hat einen bedeutsamen Einfluss auf die spätere Einstellung zu religiösen Fragen und ist mit entscheidend für die religiöse Sozialisation. 70 % der Evangelischen stimmen der Aussage zu, dass Konfirmation Einfluss auf die spätere Einstellung zu religiösen Fragen habe. Als Hauptgründe für eine Konfirmation werden die familiäre Tradition, der Umstand, dass Freund:innen daran teilgenommen haben, und dass es ein Familienfest ist, angegeben. Das Traditionsargument verliert im Zeitvergleich seit 1972 als bestimmender Entscheidungsgrund an Bedeutung, dagegen wird der Aspekt der Familienfeier für die Entscheidung immer wirksamer. Motive der Glaubensstärkung oder der Information über den Glauben spielen eine geringe Rolle. Dennoch sind sie immer noch so stark, dass die Konfirmandenzeit die familiäre religiöse Prägung an erster Stelle abgelöst hat.

Wie bereits oben angedeutet ist diese Kasualie diejenige, die als erste einen Innovationschub erfuhr. Erlebnispädagogische, diakonische und eventhafte Elemente wurden nicht nur in die Konfirmandenzeit integriert, sondern auch in die Konfirmation selbst. Die Anerkennung der Kirche als „Werteagentur“ verbindet sich mit der Erziehung der Jugendlichen in Konfirmandenzeit und Konfirmation in besonderer Weise – und ist ein wesentliches Relevanzkriterium für Kirche prinzipiell.

Es macht froh, dass anscheinend hier in den letzten Jahren viel richtig gemacht wurde und die Konfirmation bzw. die Konfirmandenzeit bei zeitgemäßer Gestaltung ein solch missionarisches Potential entfaltet, dass die Konfirmanden selbst zu Werbebotschaftern (Missionar:innen) in ihrer Peergroup werden. Alles, was Kirche machen muss,

ist den eingeschlagenen Kurs konsequent weiterzugehen.⁸

Bestattung

Mehr als zwei Drittel der evangelischen Mitglieder wünschen laut der KMU VI eine kirchliche Bestattung, allerdings nehmen sie besonders in den Städten deutlich weniger in Anspruch. Lediglich ein gutes Drittel sieht in diesem Wunsch einen Grund, Mitglied der Kirche zu sein bzw. zu bleiben. Im Vergleich zu den vorherigen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen ist es nicht mehr das Kasualmotiv, einmal kirchlich bestattet zu werden, was die Menschen am stärksten in der Kirche hält. Dieses wurde durch das sozialdiakonische Motiv abgelöst.

Das Hoffnungsmachende bei dieser Kasualie liegt leider noch in der Zukunft. Es wird zu erforschen sein, wodurch die kirchliche Bestattung mindestens so weit an Attraktivität gewinnen kann, dass wenigstens die eigenen Mitglieder sie in Anspruch nehmen. Individualisierung und Flexibilität sind dabei sicher zwei wesentliche Aspekte, doch stehen hier noch belastbare Studien aus, die handlungsleitend für die Praxis werden.

Kasualagenturen

Dass sich die Kasualien in gestalterischer Veränderung befinden, ist eindeutig. Ihr individuell lebensdeutender, übergangsgestaltender und gern auch transzendenzeröffnender Charakter im innovativsten Sinne ist so attraktiv, dass immer mehr von ihnen nachgefragt werden. So sind Angebote zum Valentinstag, zum Schulanfang und -ende, zum Renteneintritt, goldenen Konfirmationen und Hochzeiten usw. an vielen Orten mittlerweile Standard bzw. werden stark nachgefragt. Weitere kommen hinzu. Ihre potentielle Attraktivität weist weit über die Kirchenmitglieder hinaus, da sie auch von Konfessionsfreien gern in Anspruch genommen

8 – Vgl. auch Ilg, Wolfgang: Die sechste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung: Zentrale Erkenntnisse und Herausforderungen für Religionspädagogik und Gemeindepädagogik. In: ZPT 29/23:75(4), S. 370–386, hier S. 384.

werden. Dies eröffnet wie „nebenbei“ auch neue Möglichkeiten ökumenischer Zusammenarbeit.

Kasualien stellen eine wesentliche Form der Individualisierung des Gottesdienstes dar und werden ihn zukünftig transformieren und an Bedeutung gewinnen.

Diese Trends abzuspüren und dafür Gestaltungsangebote zu machen, ist u.a. die Aufgabe der be- und entstehenden Kasualagenturen. Sie bereichern damit nicht nur das kirchliche Angebot, sondern vor allem die Möglichkeit zur individuellen religiösen Lebensdeutung. Sie spüren Trends auf und entwickeln innovative übertragbare Antworten auf Kasualnachfragen in den Gemeinden. Sie werden damit zu wichtigen Ergänzungen und Unterstützung der gemeindlichen Arbeit.

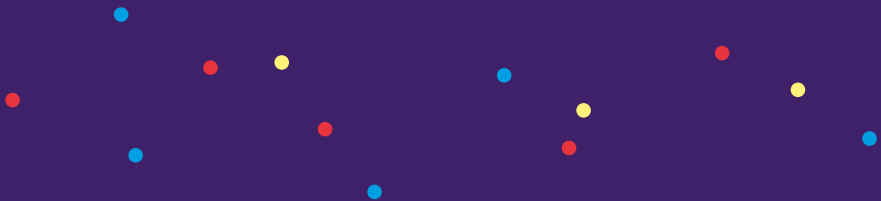
Thesen

- Kasualien bieten immer noch ein großes missionarisches Potential, solange sie der religiösen Individualisierung Rechnung tragen.
- Die Individualisierung der Kasualien wird die notwendige Entwicklung bzw. Individualisierung und Differenzierung von kirchlichen Angeboten beispielgebend vorwegnehmen.
- Auf den wachsend hohen Gestaltungsanspruch an die Kasualien durch die Nutzer:innen werden die Kirchen mehr und mehr durch die Einrichtung von Kasualagenturen als Innovationstreiberinnen reagieren.



Dr. Tobias Kirhhof,
Referent für diakonische Profilbildung

3.4 DER WANDEL VON KIRCHGANG UND GOTTESDIENSTFORMEN



Der evangelische Gottesdienst ist seit jeher dem *semper reformanda est* unterlegen. Das zeigt sich auch eindrücklich seit 1972 in der Langzeitperspektive der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der EKD.

Gottesdienst – wozu? Zur nachlassenden Alltagsrelevanz des Gottesdienstes

Früher galt der agendarische Sonntags-Gottesdienst als Zentrum der Gemeinde und der Besuch eines Gottesdienstes „als Ausweis kirchlicher Normerfüllung“.¹ Zwischenzeitlich spricht man beim Sonntagsgottesdienst vom ‚Sorgenkind‘. Nicht selten ist der Normalfall am Sonntag ein „Gottesdienst mit Wenigen“.² Für Viele, so eine vorherrschende These, scheint der Sonntagsgottesdienst ein alltagsweltlich nicht mehr relevantes Format und deshalb aus ihrer Sicht ein Auslaufmodell zu sein. Entsprechend auch das fortlaufend durch die Medien transportierte Bild von den ‚leeren Kirchen‘ als Sinnbild eines kirchlichen Exodus.

Die These, dass der Sonntagsgottesdienst für Viele nicht mehr das alltagsrelevante Format ist, wird durch die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD (KMU VI) gestützt. Darin wurde gefragt, ob der Kirchgang zum Christsein dazugehört. Diese Frage wurde allen konfessionell Befragten sowie den Konfessionslosen gestellt. In der KMU IV hatten 2002 diesbezüglich noch 33 % der Evangelischen im Westen und 53 % im Osten angegeben, dass es zum Evangelisch-Sein dazugehört, zur Kirche zu gehen. 2022 haben in der KMU VI auf die leicht abgewandelte Frage, ob es zum Christsein gehört, in die Kirche zu gehen, dies im Westen lediglich noch 11 % der Evangelischen bejaht und im Osten 19 %. Ein Rückgang um 22 % im Westen und 34 % im Osten.

Die Daten der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen zeigen zudem einen Rückgang seit

1 – Ingrid Lukatis, *Der ganz normale Gottesdienst in empirischer Sicht*. *Praktische Theologie* 38 (4), 255–268, hier: 255.

2 – Christof Hartge, *Gottesdienst mit Wenigen*. *Deutsches Pfarrerrblatt* 12/2005. 619–622, hier: 619.

2002 bei der Selbsteinschätzung des „häufigen“ (-14%) und „gelegentlichen“ (-11%) und einen Anstieg des „seltenen“ Kirchgangs (+19%) oder dass „nie“ der Gottesdienst besucht wird (+5%). Für immer weniger Menschen ist der Kirchgang eine Gewohnheit, für immer mehr Menschen die Ausnahme. Hier zeigt sich das von Peter Cornehl bereits 1985 beschriebene Phänomen der „strukturellen Zweigleisigkeit“ von Minderheit der Sonntags-Kirchgänger und Mehrheit der jahres- oder lebenszyklischen Kirchgänger, die sich bereits im Zeitalter der Aufklärung mit Blick auf den Sonntagsgottesdienst herausgebildet hat.³

3 – Vgl. Peter Cornehl, Art. Gottesdienst VIII. Evangelischer Gottesdienst von der Reformation bis zur Gegenwart. TRE 14, 54–58, hier: 64.

Evangelischer Sonntagsgottesdienst im Licht der kirchenamtlichen Gottesdienststatistik 1990 bis 2021

Bei aller Ernüchterung über den Sonntagsgottesdienst darf nicht außer Acht gelassen werden, dass die Gottesdienstteilnahme schon immer Schwankungen unterworfen war, wie die kirchenamtliche Statistik zutage fördert. Betrachtet man die Entwicklung seit 1953, so ist festzustellen, dass die durchschnittliche Gottesdienstquote von 2,6% (1953) bis 1979 auf 3,3% angestiegen ist und in den 80er Jahren bei rund 5% lag. Seit 1990 sinkt der sonntägliche Gottesdienstbesuch kontinuierlich, wobei der Rückgang eigentlich erst Mitte der 90er Jahre eingesetzt hat. Bis dahin stieg der Gottesdienstbesuch von 4,2% im Jahr 1990 auf 4,9% im Jahr 1995. Es liegt deshalb die Frage nahe, welches Bild vom Gottesdienstbesuch gegenwärtig die binnenkirchliche wie auch außerkirchliche Öffentlichkeit haben und pflegen und daran auch ‚leiden‘ bei der Beurteilung des derzeitigen Gottesdienstbesuches und ob ein nüchterner Blick auf die Langzeitperspektive nicht auch zu einem gewissen Geraderücken vorhandener Niedergangs-Narrative, was den Gottesdienstbesuch betrifft, beitragen kann.

Was die Halbierung des Gottesdienstbesuchs von 2019 auf 2021 betrifft, so ist dies der Corona-Pandemie geschuldet, da im Jahr 2021 der Gottesdienst noch vielerorts nur unter strengen Hygiene- und Abstandregelungen, also eingeschränkt, gefeiert werden konnte. Dasselbe dürfte auch auf die zu erwartenden Gottesdienst-Besuchszahlen im Jahr 2022 zutreffen, als es infolge der Energieknappheit zu unbeheizten Kirchenräumen kam, was sicher zahlreiche Kirchgänger von einem Gottesdienstbesuch abgehalten haben dürfte.

Gottesdienst(er)leben während der Pandemie

Die Ev. Kirche in Mitteldeutschland hat während der Corona-Krise eine Erhebung durchgeführt und ihre Mitglieder befragt, unter anderem auch nach dem Gottesdienst.⁴ Demnach hat 63 % das gemeinsame Singen im Gottesdienst „sehr gefehlt“, 51 % fanden es „schade“, dass kein Abendmahl angeboten wurde und 59 % gaben an, dass ihnen die Predigten Orientierung und Trost gaben.

Auch eine Studie unter Federführung der Ev. Kirche im Rheinland in mehreren Landeskirchen durchgeführt,⁵ hat ans Tageslicht befördert, dass die Gottesdienste als überwiegend freundlich, ermutigend und einladend empfunden wurden während der Corona-Zeit.

Die Studien der Ev. Arbeitsstelle midi zu digitalen Verkündigungsformaten während der Pandemie⁶ haben ans Tageslicht befördert, dass während des 1. Lockdowns dreimal so viele Menschen die digitalen Angebote genutzt haben, als sonntags durchschnittlich analog-leiblich im Gottesdienst gewesen wären. Was midi mit einer Vergleichsstudie 2021 nachzeichnen konnten, mit der die Entwicklung seit dem 1. Lockdown 2020 bis in den Juni 2021 hinein nachverfolgt werden konnte, war: Das „new normal“ war zunächst der

4 – Vgl. <https://www.ekmd.de/aktuell/nachrichten/umfrage-der-ekm-zur-corona-krise.html> (23.11.2023).

5 – Vgl. Ralf Peter Reimann/Holger Sievert, Studie zu Online-Gottesdiensten. Ausgewählte erste Ergebnisse der Studie. Düsseldorf 2020; Dies., „Rezipiententypologie evangelischer Online-Gottesdienstbesucher*innen während und nach der Corona-Krise“. Düsseldorf 2021.

6 – Vgl. Daniel Hörsch, Digitale Verkündigungsformate während der Corona-Krise. Eine Ad-hoc-Studie im Auftrag der EKD. Ergebnisse und Rezeption. Berlin 2020; Daniel Hörsch, Gottesdienstliches Leben während der Pandemie. Verkündigungsformate und ausgewählte Handlungsfelder kirchlicher Praxis – Ergebnisse einer midi-Vergleichsstudie. Berlin 2021.

analoge, digital-asynchrone Gottesdienst. Also eine Rückkehr zum Gewohnten, auch unter erschweren Bedingungen mit Abstandsregelungen und Hygiene- und Vorsichtsmaßnahmen und der digitale Verbreitungsweg, der dem Analogen am nächsten kommt, das Asynchrone. Zwischenzeitlich ist die überwiegende Mehrheit der Gemeinden zum analogen Präsenzgottesdienst zurückgekehrt.

Nüchtern betrachtet ist also das, was wir in Kirche an Digitalisierung feststellen können, die Nutzbarmachung der digitalen Infrastruktur zur Verbreitung von analogen Verkündigungsformaten. Immerhin: 20 bis 25% der Gemeinden bieten weitere Formate an, die in den Logiken der Digitalität beheimatet sind. Das markiert auch die Herausforderungen, die die evangelischen Kirchen in Deutschland mit Blick auf die Digitalisierung im Feld Gottesdienst noch zu bewerkstelligen haben.

7 – Uta Pohl-Patalong, *Gottesdienst erleben. Empirische Einsichten zum evangelischen Gottesdienst*. Stuttgart 2011, 93.

Rezipientenbezogene Dimensionen des Gottesdienst-Erlebens

Grundlage der nachfolgenden rezipientenbezogenen Dimensionen des Gottesdienst-Erlebens sind die jeweiligen Erwartungen an den Gottesdienst von denjenigen Konfessionellen und Konfessionslosen in der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD, die mindestens einmal im Jahr in die Kirche gehen sowie die Gründe, die für die Teilnahme an Gottesdiensten genannt wurden. Wenn im Folgenden die Dimensionen gottesdienstlichen Erlebens im Mittelpunkt stehen, so meint dies in Anlehnung an Uta Pohl-Patalong „die subjektive, emotional grundierte Wahrnehmung des Phänomens Gottesdienst, wobei der Gottesdienst in einer bestimmten Richtung oder unter einem bestimmten Gesichtspunkt erlebt werden kann und eine Person mehrere Dimensionen gleichzeitig erleben kann.“⁷

Mit 81% erfährt die höchste Zustimmung das Erleben des „Kirchraums, der Musik, der ganzen

Atmosphäre. Es verweist die Spitzenreiter aus früheren KMUs (2002: **Predigt (70 %)**, 2012: **moderne Sprache (63 %)**) auf die Plätze zwei und drei. Mehrheitlich Zustimmung bekommen die Items der **„Glaubensstärkung“** (54 %) und der Wunsch, **„eigenen Gedanken nachzuhängen“** (59 %). Das **„Treffen von Bekannten“** (45 %) und die **„Unterbrechung des Alltags“** (42 %) werden deutlich seltener als Erwartung artikuliert, ebenso etwas **„Heiliges erleben“** (25 %) und **„gesagt bekommen, was man zu denken und wie man zu leben hat“** (9 %).

Zusammengefasst lassen sich fünf Dimensionen unterscheiden:

- a. Dimension des ästhetischen Erlebens
- b. Dimension des homiletischen Erlebens
- c. Dimension des religiösen Erlebens
- d. Dimension des Erlebens der Einkehr und Unterbrechung
- e. Dimension des Erlebens von Sozialem

Mehr konfessionell Gemeinsames als Trennendes

Die vorliegende KMU VI erlaubt es, den Gottesdienst auch dahingehend zu betrachten, was in ihm – vermeintliche oder tatsächliche – typisch evangelische oder katholische Eigenarten sind. Das katholische Gottesdienstbild ist oft von der Vorstellung geprägt, dass man durch die Hl. Messe an der objektiven Anschaulichkeit des Heiligen partizipiert und sich dies im Mitvollzug der Liturgie und Eucharistie ausdrückt. Bei den Katholischen ist bis heute der sonntägliche Besuch der Hl. Messe eigentlich verpflichtend. Anders stellt sich das Gottesdienstbild bei den Evangelischen dar. Hier steht die Freiheit des Christenmenschen im Spannungsfeld zur notwendigen gottesdienstlichen Zusammenkunft der Gläubigen als dem Kennzeichen der Kirche. Zudem wird dem evangelischen Gottesdienst häufig

unterstellt, auf eine subjektive Innerlichkeit abzuheben. Entsprechend wird dem katholischen Gottesdienst zugeschrieben, dass er eher von außen nach innen und dem evangelischen Gottesdienst, dass er umgekehrt von innen nach außen wirkt.

Die Ergebnisse der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung VI zeigen deutlich, dass diese konfessionellen Distinktionen hinsichtlich des Gottesdienstes und der Kirchengangkultur der Evangelischen und Katholischen sowie die skizzierten Gottesdienstbilder heute nur noch bedingt prägend sind.

Gottesdienstform und Kirchengang im Plural

Die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat eine Reihe der Gottesdienstformate in den Fokus gerückt, so dass neben dem normalen Gemeindegottesdienst am Sonntag der Kirchengang im Plural in den Blick gerät.

1. Kirchengang zu familiären Anlässen (Kasualien)

89%

Kasualgottesdienste, also Gottesdienste anlässlich von Taufen, Konfirmationen, Trauungen, Bestattungen, werden von einer übergroßen Mehrheit der Befragten, die mindestens einmal im Jahr in den Gottesdienst gehen, besucht (89%). Auffällig ist, dass selbst dreiviertel der Konfessionslosen (73%) Kasualgottesdienste besuchen.

2. Kirchengang an hohen Feiertagen (Hl. Abend/ Weihnachten 81%, Ostern 49%, Karfreitag 27%)

Bei den hohen Feiertagen fällt auch in der KMU VI auf, dass der Karfreitag (27%) im Vergleich zu Ostern (49%) und Hl. Abend/Weihnachten (81%) deutlich abfällt. Die Befunde der KMU VI zum Hl. Abend/Weihnachts-Gottesdienst zeigen, dass dieser selbst für Menschen, die nur jährlich einen Gottesdienst besuchen (77%) eine relevante Bedeutung hat, ebenso für Konfessionslose (71%). Im Vergleich

zum Kirchgang an Weihnachten fällt der Besuch der Oster-Gottesdienste deutlich ab (49%). Ähnlich wie bei den Familiengottesdiensten hat der Kirchgang bei Gemeindegottesdiensten einen erheblichen Einfluss auf den Besuch eines Oster-Gottesdienstes. So geben 93% derjenigen, die wöchentlich einen Gemeindegottesdienst besuchen an, auch Ostern zur Kirche zu gehen, wohingegen es mit abnehmender Kirchgangfrequenz am Sonntag auch zu einem weniger häufigen Besuch des Ostergottesdienstes kommt (monatliche Kirchgänger: 81%, jährliche Kirchgänger: 37%). Für Konfessionslose spielt der Kirchgang an Ostern keine Bedeutung (12%).

3. Besuch von Familiengottesdiensten (38 %)

Anders als beim Kasualgottesdienst hat beim Familiengottesdienst der Kirchgang einen erheblichen Einfluss auf das Teilnahmeverhalten. So besucht lediglich ein Drittel derjenigen, die mindestens einmal im Jahr oder mehrmals im Jahr in den Gottesdienst gehen, auch den Familiengottesdienst. Bei denjenigen, die monatlich in den Gottesdienst gehen, sind es hingegen 59% und bei denjenigen, die wöchentlich den Gottesdienst besuchen 74%.

4. Besuch von Gottesdiensten mit klassischer Musik (30 %) und moderner Musik (27 %)

Bei Gottesdiensten mit klassischer und moderner Musik gibt es kaum Unterschiede, weshalb sie in der KMU VI zu einem Cluster „Gottesdienst mit Musik“ zusammengeführt wurden. Der wöchentliche (58%) und monatliche (61%) Kirchgang beeinflusst auch das Teilnahmeverhalten an Gottesdiensten mit Musik.

5. Segnungsgottesdienste besuchen 22% der Befragten, die mindestens einmal im Jahr in den Gottesdienst gehen. Auch hier hat der Kirchgang an Sonntagsgottesdiensten einen Einfluss auf das

Teilnahmeverhalten: Über die Hälfte derjenigen, die wöchentlich in die Kirche gehen, besuchen auch einen Segnungsgottesdienst (55%), bei denjenigen, die monatlich den Gottesdienst besuchen, sind es 43%.

6. Alternative Formen des Gottesdienstes (25%) weisen ein ähnliches Bild auf wie beim Segnungsgottesdienst. Rund ein Drittel der Evangelischen besuchen diesen. Für die Konfessionslosen sind alternative Formen weniger attraktiv (10%).

7. Auch bei Lobpreisgottesdiensten korrespondiert der Kirchgang an Sonntagsgottesdiensten. 48% der Besucher der Lobpreisgottesdienste geben an, dass sie wöchentlich zur Kirche gehen, 27% dass dies monatlich der Fall ist.

8. Gottesdienste zu besonderen Themen (28%) sind vornehmlich ein Format, um sehr verbundene Mitglieder zu binden, wohingegen alternative Formen des Gottesdienstes eine Mitgliederorientierende Reichweite haben in das Feld der fluid-distanzierten Mitgliedschaft.

Was hindert am Kirchgang?

Es wurde in der KMU VI unterschieden in Gründe, die generell gegen einen Gottesdienstbesuch sprechen, bezogen auf Menschen, die maximal einmal im Jahr den Gottesdienst besuchen, und Gründe, die gegen einen Besuch bestimmter Gottesdienste sprechen, bezogen auf Menschen, die mindestens einmal im Jahr den Gottesdienst besuchen. Zweidrittel der Evangelischen geben an, dass sie „an Sonntagen andere Dinge zu tun haben“, sie „nicht religiös“ sind (43%) oder aber sich „nicht zu den Menschen im Gottesdienst zugehörig fühlen“ (40%). „Weil ich auch ohne Gottesdienst meine Spiritualität pflege“, sagen 56% der Evangelischen.

Der Umstand, dass „der Stil von Gottesdiensten nicht gefällt“, trifft auf 57% der Evangelischen zu. Deutlich seltener ist die liturgische Person, „die den Gottesdienst hält“ für Evangelische ein Hinderungsgrund (18%).

Abendmahlsgottesdienste

Im Jahr 2019 wurden 209.363 Abendmahlsgottesdienste in der EKD gefeiert. Setzt man diese Abendmahlsgottesdienste ins Verhältnis zur Anzahl der Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen (934.812), so gilt es nüchtern festzuhalten: 1/5 Abendmahlsgottesdienste, 4/5 Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen. Mit Blick auf das Abendmahl auch ernüchternd der Befund der KMU VI, wonach 76% der Befragten angaben, dass das Abendmahl für sie nicht unbedingt zum Christsein dazugehört.

Einsichten und Perspektiven

Die Gottesdienstgemeinde als Stellvertretung für Alle

Die empirischen Erkundungen haben deutlich gemacht: man sitzt einer Selbsttäuschung auf, wenn man annehmen würde, dass vor 60 Jahren die Massen an Kirchenmitgliedern den Gottesdienst besucht hätten. Wir sind Stand 2019 wieder in etwa auf dem Stand wie 1953. Ist es dann also nicht viel mehr so, dass die empirische Wirklichkeit abbildet, was theologisch eigentlich selbstverständlich ist: dass die Gottesdienstgemeinde immer auch Stellvertretung für Alle ist?

Dies scheint umso evidenter zu werden, als dass wir in Deutschland im Jahr 2024 den Fall haben werden, dass die Christen in der Minderheit sein werden, also weniger als 50% der Menschen in Deutschland konfessionell einer der beiden Großkirchen angehören werden. Bedingt durch Kirchenaustritte und die natürliche demographische Entwicklung.



Nur noch für eine kleine Minderheit gehört der Kirchgang zum Christsein. Bereits 1969 hatte Werner Jetter in seiner Bestandsaufnahme „Was wird aus der Kirche?“ feststellen müssen, dass „der Gottesdienstbesuch heute nicht mehr das alles umfassende, das verpflichtende und gültige Kennzeichen des Christlichen ist“.⁸ In der Praktischen Theologie wird diese Auffassung zwar noch postuliert,⁹ von den Menschen wird sie allerdings nicht mehr als relevant erachtet. Dieser Befund korrespondiert unter anderem mit dem Ergebnis, dass mehr als die Hälfte der Gottesdienstbesuchenden in der KMU VI angeben, dass der Gottesdienst für die eigene Spiritualität nicht wichtig ist. Es stellt sich dann allerdings die Frage, worin sich das Christsein manifestiert, welche die zentralen Kennzeichen des Christlichen sind.

Faktisch ist der Sonntags-Gottesdienst schon seit langem auf erstaunlich stabilem Niveau ein Kristallisationspunkt für Wenige, meist Hochverbundene mit einem bestimmten Frömmigkeitsstil. Die Vielfalt der Gottesdienste, wie sie sich in den zurückliegenden Jahrzehnten herausgebildet hat, bildet ein breiteres Spektrum an Teilnehmenden ab. 50% der Gottesdienste werden nicht an Sonntagen gefeiert. Die wachsende Zahl von Gottesdienstfeiern zu veränderten Rhythmen und Zeiten bedarf einer weitergehenden empirischen Betrachtung, wie sie in der Kirchgangstudie der Liturgischen Konferenz 2019 bereits begonnen wurde.

Was die Vergangenheit betrifft, kann sicher in vielfältiger Hinsicht von einem Traditionschristentum gesprochen werden, das geprägt wurde durch institutionalisierte Formen, die bis zu einem gewissen Grad zu einer Kultur der Selbstverständlichkeit geführt haben. Die Gesellschaft von heute wird allerdings zurecht als eine Gesellschaft der Singularitäten bezeichnet, wie dies der Soziologe Andreas Reckwitz für Deutschland zutref-

8 – Werner Jetter, *Was wird aus der Kirche?* Stuttgart 1969, 177.

9 – Vgl. Christian Grethlein, *Praktische Theologie*. Berlin 2016, 406.

hend beschrieben hat. Die bisherige Kultur der Selbstverständlichkeiten wird fragiler und infrage gestellt, weshalb heute auch eher von einem Entscheidungschristentum und einer Freiwilligkeitskirche gesprochen werden muss. Es liegt deshalb die Vermutung nahe, dass auch Verkündigungsformate als Ausdruck einer institutionalisierten Plausibilitätsstruktur diesem dynamischen Wandel unterliegen. Dadurch treten subjektive Bedürfnisse stärker in den Vordergrund, etwa eine stimmige Atmosphäre im Gottesdienst oder dass dieser als Kraftort dem eigenen Glauben guttun muss. Auch wird Wert gelegt auf die Predigt, Musik, die Pfarrperson, eine ansprechende und verständliche Sprache sowie die Möglichkeit, Menschen zu begegnen. Diese subjektiven Bedürfnisse sind altersunabhängig und dürften sowohl für das Analoge wie auch für das Digitale gleichermaßen gelten.

Heute entscheiden Menschen ganz selbstbestimmt und ebenso selbstbewusst, ob, gegebenenfalls zu welchen Gelegenheiten und an welchen Orten und zu welchen Zeiten, sie am gottesdienstlichen Leben teilhaben wollen oder auch nicht.

Der Gottesdienstbesuch im 21. Jahrhundert bedarf einer Plausibilität für die Besuchenden, die nicht nur in der Gewohnheit zu suchen ist. Die KMU VI hat gezeigt, dass oft andere Verpflichtungen und Aktivitäten einem Kirchgang im Weg stehen. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass der Gottesdienst für die Menschen plausibel sein muss für ihre Lebensdeutung, Sinnorientierung und Alltagsbewältigung, sonst fällt die Entscheidung zugunsten anderer Freizeitaktivitäten aus. Der Gottesdienst im Plural bietet hierfür ausreichend Möglichkeiten, die es mittelfristig kreativ zu nutzen und weiterzuentwickeln gilt.

Kasualisierung des Kirchgangs

Es liegt die Vermutung nahe, dass der früher mehr oder minder unhinterfragte kirchlich-dogmatische Hintergrund beim Kirchgang zugunsten einer bewussten Integration des Kirchgangs in familiäre Feier-Traditionen abgelöst wurde. Zugespitzt formuliert, löst die Kasualität und das Familiär-Traditionelle den kirchlich-dogmatischen Hintergrund beim Kirchgang ab. Die schlummernden Möglichkeiten der besonderen Gestaltung von Gottesdiensten zu besonderen und familiären Anlässen dürfen künftig noch viel stärker in den Blick genommen werden.



Daniel Hörsch,
Sozialwissenschaftlicher Referent

4. ZUR RELEVANZ VON KIRCHE



Ein zentraler Befund der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD ist, dass die Kirchen eine wichtige zivilgesellschaftliche Rolle spielen und die Demokratie stärken und den Kirchen eine erhebliche gesellschaftliche Bedeutung zugeschrieben wird.

Die Mehrheit der Evangelischen in Deutschland zeichnet sich durch eine kirchenkritische Haltung (33 %) und eine Indifferenz gegenüber der Kirche aus (32 %).¹ Zweidrittel der Evangelischen lassen sich diesen beiden Positionen zuordnen. Die Institution Kirche und Kirche als Glaubensagentur stehen nachweislich unter Druck. Immer mehr Menschen kehren der Kirche den Rücken. Mit Blick auf die Evangelischen lässt sich festhalten, dass ihnen das Thema Religion und Kirche in einem längeren biografischen Prozess gleichgültig geworden ist, was letztlich zum Austritt führt. Fragt man diejenigen, die einen Kirchenaustritt erwägen, was die Kirche tun müsste, so ist es ein stärkeres gesellschaftspolitisches Engagement der Kirche, was ein zentraler Haltegrund ist (43 %).

Es ist in gewisser Hinsicht paradox, dass zwar einerseits Menschen verstärkt aus den Kirchen austreten und damit einhergehend mit dem Wegfall von Kirchensteuereinnahmen die Organisation Kirche nachhaltig schwächen, den Kirchen andererseits in der Wertevermittlung und als gesellschaftsrelevante Größe eine erhebliche Bedeutung zugemessen wird. Augenscheinlich ist in einer Gesellschaft der Singularitäten die klassisch kirchlich-religiöse Praxis für immer weniger Menschen für die eigene Lebensführung plausibel. Damit einhergeht eine individuelle Entfremdung von Kirche. Auf der anderen Seite werden allerdings Grundprinzipien gesellschaftlichen Zusammenlebens wie Solidarität mit Menschen in Notlagen, mit Geflüchteten oder Fragen des gesellschaftlichen Zusammenhalts angesichts polarisierender Fliehkräfte gerne an Kirche

1 — Die kirchenkritische Haltung bezieht sich auf die Aussage „Ich fühle mich der Kirche verbunden, auch wenn ich ihr in vielen Dingen kritisch gegenüberstehe“. Die indifferente Haltung gegenüber der Kirche bezieht sich auf die Frage „Ich fühle mich als Christ(in), aber die Kirche bedeutet mir nicht viel.“

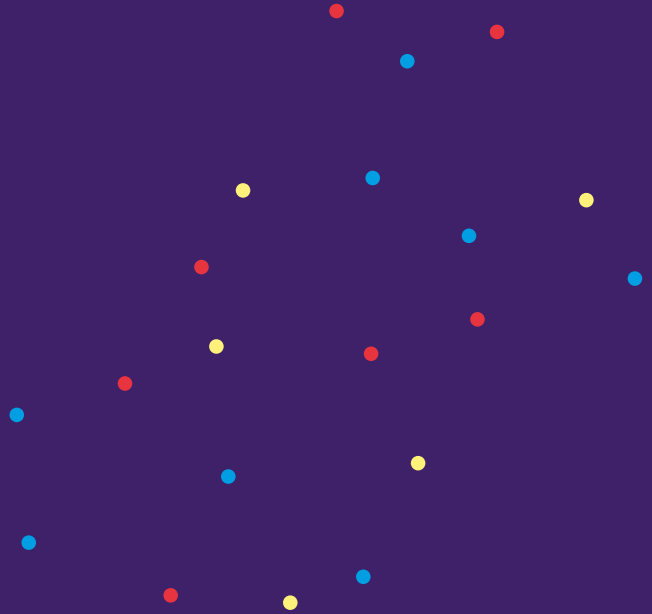
und Diakonie ‚outgesourct‘. Die Relevanz von Kirche bewegt sich folglich in einem Spannungsfeld, das es prospektiv und konstruktiv zu gestalten gilt, damit deutlich wird, wie relevant Kirche und Diakonie für den Kitt unserer Gesellschaft sind.



Daniel Hörsch,
Sozialwissenschaftlicher Referent



4.1 KIRCHE ALS WERTEAGENTUR



Die VI. KMU bestätigt die Fortsetzung eines Trends: Die primär (im engeren Sinne) religiöse Funktion von Kirche tritt in der Wahrnehmung der Bevölkerung tendenziell in den Hintergrund, während ihre Bedeutung zunehmend eher sozial und ethisch begründet wird.¹ In diesem Verständnis von Kirche als „Werteagentur“ liegt (bei allem polemischen Beigeschmack dieser Formulierung) ein Potential begründet, das es zu heben und zu gestalten gilt.

1 – Vgl. dazu auch Kapitel 4.2 zur Bedeutung des Diakonischen für das Verständnis von Kirche.

Kirche und Werte – garantieren, vermitteln, begründen, leben

Von Kirche wird also etwas erwartet, wenn es um gesellschaftliche Werte und deren Durchsetzung geht. Sie ist somit gut beraten, sich weiter als proaktive Akteurin etwa der sozial-ökologischen Transformation und als Orientierungsgeberin in den damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Debatten zu profilieren.

Differenzierter ist indes das Bild bei der Frage, ob sich Kirche zu politischen Grundsatzfragen äußern soll. Hier ist bei den Konfessionslosen eine relativ starke (69%) und bei den Katholiken eine leichte (55%) Ablehnung feststellbar, während Evangelische entsprechende Positionierungen überwiegend (53%) befürworten. Dies steht in gewisser Spannung zu den im Vorangegangenen dargestellten Ergebnissen und erlaubt vermutlich den Rückschluss, dass in der Bevölkerung bezüglich Kirche eine gewisse Differenzierung zwischen bloßem Statuieren von Werteforderungen und einem tatsächlichen Umsetzen dieser Werte vorgenommen wird.

Unmissverständlich schlägt sich in der 6. KMU jedenfalls die Erfahrung der Kirchenmitglieder nieder, dass Kirche als ein Ort der religiösen Orientierung und der Aneignung religiöser Einstellungen fungiert. Kirchlich verantwortete Angebote wie Konfirmation, Religionsunterricht und kirchliche

Jugendgruppen werden hierfür als erheblich bedeutsam erlebt. Da mit religiöser Bildung grundsätzlich auch Wertebildung verbunden ist, ist der Rückschluss zulässig, dass für Kirchenmitglieder Kirche und kirchlich verantwortete Angebote auch eine wichtige wertevermittelnde Funktion haben.²

Diese Befunde machen Mut, sich als Kirche nicht nur als Wertevertreterin, sondern auch als Wertevermittlerin zu profilieren und sich entsprechend in gesellschaftspolitische Diskurse einzubringen. Kirche darf und soll Werte stark machen; das wird von vielen Menschen erwartet, und offizielle kirchliche Stellungnahmen und Handlungen sind ein Teil dessen. Gleichzeitig wird aber auch entscheidend sein, ob und inwiefern Menschen Kirche als Ort erfahren, an dem Werte nicht nur postuliert oder gefordert, sondern auch diskursiv erlernt und angeeignet, entwickelt und in die Praxis umgesetzt werden können, etwa im Rahmen religiöser Bildungsformate mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Von Bedeutung wird weiter sein, inwiefern es gelingt, dass solche Wortmeldungen und Aktivitäten als an geistliche Grundlagen rückgebunden und damit entsprechend als dezidiert kirchlich-religiös plausibilisiert erlebt werden, um die explizite Glaubensgrundierung kirchlichen wertorientierenden Handelns transparent zu machen, Kirche als Wertevertreterin mit spezifisch christlichem Gepräge zu profilieren und den Eindruck zu vermeiden, Kirche würde einfach nur unterschiedslos wie andere „Politik betreiben“.

Werteagentur Kirche – praktisch erfahrbar in Migrations- und Klimafragen

Praktische Wahrnehmungen scheinen die skizzierten Befunde der VI. KMU zu bestätigen. So wurde etwa in den Jahren seit 2014 das Engagement von Kirche und Diakonie für Asylsuchende und Geflüchtete, vor allem jenes vor Ort, zum großen Teil

2 – Vgl. dazu u.a. Georg Wagensommer, Friedrich Schweitzer (Hrsg.): Wertebildung, Interesse und Religionsunterricht. Ethisch und religiös ausgerichteter Unterricht im Vergleich. Theoretische und empirische Untersuchungen zur Wirksamkeit des BRU, Münster, New York 2018 sowie Wolfgang Ilg, Michael Pohlers, Aitana Gräbs Santiago, Friedrich Schweitzer: Langzeiteffekte der Konfirmandenarbeit und Übergänge in ehrenamtliches Engagement. Empirische Studien im biografischen Horizont, Gütersloh 2018.

wertgeschätzt und positiv wahrgenommen. Beleg hierfür ist, dass eine klare Mehrheit der im Rahmen der VI. KMU-Befragten (s.o.) unabhängig von ihrer Kirchenzugehörigkeit diese Aufgabe weiterhin mit Kirche assoziieren und auch von Kirche erwarten. An der Basis wurde in den Jahren ab 2014 jedenfalls immer wieder die Erfahrung gemacht, dass selbst Menschen, die bestimmte Entscheidungen der Bundespolitik zu Asyl- und Flüchtlingsfragen kritisch betrachteten, trotzdem das konkrete Engagement von Kirche und Diakonie vor Ort für Asylsuchende und Geflüchtete wertschätzten – und nicht selten sogar aktiv unterstützten.

Auch in Fragen des Klimaengagements von Kirche setzen sich diese Praxiserfahrungen fort. Seit Januar 2023 veranstalten midi, das Referat für Nachhaltigkeit der EKD, die Diakonie Deutschland und die Evangelische Kirche von Westfalen eine digitale Veranstaltungsreihe „Klima – Kirche – Kiez. Klimagerechtigkeit in Sozialräumen als Aufgabe von Kirche und Diakonie“. Im Rahmen der Reihe wurde deutlich, dass Kirche in aktuellen Wertefragen wie der Klimakrise positiv wahrgenommen werden kann, wenn sie als glaubwürdige und verlässliche zivilgesellschaftliche Akteurin erlebbar wird, die ihre spezifische Perspektive auf Augenhöhe in politische Diskurse einbringt und diese durch Handeln gemeinsam mit anderen auf Ortsebene konkretisiert.³ Insbesondere eine Veranstaltung der Reihe zum Thema Klimakrise und Seelsorge wurde überproportional nachgefragt. Auch hier wieder zeigt sich: Kirche kann als stark und relevant erlebt werden, wo sie als profilierte religiöse Akteurin mit ihren ureigenen Kompetenzen ihren Beitrag zu gesellschaftspolitischen Herausforderungen leistet und sich ihr gesamtgesellschaftliches Engagement mit lokalen Perspektiven verbindet.

3 – Siehe dazu auch Kap. 5.2 zu Sozialraumorientierung.

Keine Spaltung, aber viel Verständigungsbedarf – Kirchen als „dritte Orte“

Insgesamt zeigen die Befunde, dass von einer Spaltung der Gesellschaft in Deutschland, wie sie oft postuliert wird, aufs Ganze gesehen nicht gesprochen werden kann und dieses geläufige Narrativ kritisch zu hinterfragen ist. Hier decken sich die Ergebnisse der VI. KMU mit denen einer Studie des Soziologen Steffen Mau, der vor kurzem dieser Frage nachgegangen ist.⁴ Dazu wurden Einstellungen aller Schichten zu unterschiedlichen Reizthemen wie Zuwanderung, Klimawandel, Gendersternenchen u.v.m. untersucht. Das Ergebnis: Seit den 1990er-Jahren sind die Bundesbürger:innen migrationsfreundlicher geworden; eine Abschottung befürwortet nur eine kleine Minderheit. Ähnlich sieht es auch bei den anderen untersuchten Reizthemen wie Umverteilung, Klima und Gleichstellung aus. Die Gesellschaft ist nicht in grundsätzlichen Fragen gespalten, sondern bei bestimmten politischen Maßnahmen.

Gleichzeitig kann – und das zeigt die VI. KMU auch – von einem gesellschaftlichen Konsens bei den genannten ethischen Themen nicht die Rede sein. In den Fragen von kultureller Identität (etwa zwei Drittel der Befragten zweifeln an der Kompatibilität des Islams in Bezug auf die deutsche Gesellschaft) und Migration (knapp die Hälfte der Befragten hält die Zahl der Asylsuchenden und Geflüchteten in Deutschland für zu hoch) liegen Spannungen begründet, die der Bearbeitung bedürfen. Und auch die Stimmen, die Kirche keine zentrale Rolle in Fragen des Klimaschutzes zuschreiben, sind, wenn auch in der Minderheit, wahrzunehmen.

Kirche und Diakonie werden daher nicht nur als Wertegarantinnen und moralische Akteurinnen fungieren können, sondern sich idealerweise zunehmend auch als potentielle „dritte Orte“⁵ in

4 – Vgl. Steffen Mau, Thomas Lux, Linus Westheuser: *Triggerpunkte. Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft.* Frankfurt am Main 2023.

5 – Vgl. u.a. Ray Oldenburg: *The Great Good Place. Cafés, Coffee Shops, Bookstores, Bars, Hair Salons, and other Hangouts at the Heart Community.* New York 1989 sowie Jens Kersten, Claudia Neu, Berthold Vogel: *Das Soziale-Orte-Konzept: Zusammenhalt in einer vulnerablen Gesellschaft.* Bielefeld 2022.

Position bringen, an denen Begegnung, Verständigung sowie gesellschaftliche Konfliktbearbeitung und Aushandlungsprozesse stattfinden können.⁶ Die inhaltlich klar positionierte, anwaltschaftliche Rolle von Kirche wie auch ihre vermittelnd-dialogische Funktion schließen dabei einander nicht aus, sondern bedingen einander. Damit Kirche diese Rollen zukünftig glaubwürdig und effektiv wahrnehmen kann, wird es wichtig sein, sich auf allen Ebenen entsprechend strategisch aufzustellen.

Damit lassen sich abschließend folgende zentrale Erkenntnisse festhalten:

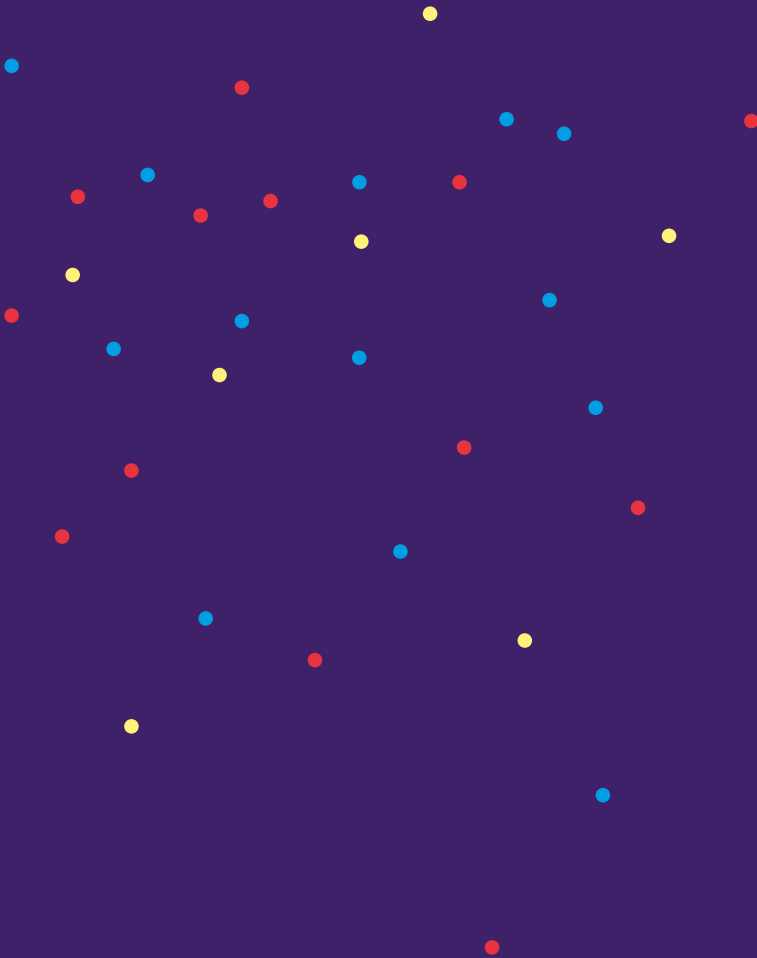
- Kirche ist stark, wo sie es wagt, anwaltschaftlich in Wort und Tat Position zu gesellschaftspolitischen Herausforderungen zu beziehen, rückgebunden an geistliche Grundlagen und vor allem vor Ort als relevant wahrnehmbar.
- In der Profilierung von Kirchengemeinden und diakonischen Einrichtungen als Lernorte für Werteorientierung sowie als „dritte Orte“ für gesellschaftliche Verständigung steckt großes Potential.

Walter Lechner,
Referent für Sozialraumorientierung
in Diakonie und Kirche

6 – S.a. EKD (Hrsg.): Zwischen Nächstenliebe und Abgrenzung. Eine interdisziplinäre Studie zu Kirche und politischer Kultur. Leipzig 2023, 234ff. „Die grundsätzliche Offenheit für politisch-kulturelle Themen unter den Verantwortlichen in Kirchengemeinden [ist] groß [...] Allerdings sind Gemeinden – wie erwartet – keine Orte, an denen die Beschäftigung mit den vielfältigen Fragen des gesellschaftlichen Lebens reibungslos und von allein geschieht. Wie überall finden sich hier gegenläufige Interessen, Reibereien und Machtansprüche, innovative Kräfte und Beharrungskräfte. Die Bezüge zwischen unterschiedlichen Anliegen müssen ausgehandelt werden, und das Engagement hängt stark von Einzelpersonen und ihrem Durchhaltevermögen ab. Wo Menschen sich nicht scheuen, gesellschaftspolitische Themen zu bearbeiten, kann eine Gemeinde eine erhebliche Leistung für das Miteinander im Gemeinwesen erbringen und zur Sichtbarkeit von Kirche im öffentlichen Raum entscheidend beitragen.“



4.2 MEINE KIRCHE IST DIAKONISCH!



NÜCHTERN BETRACHTET

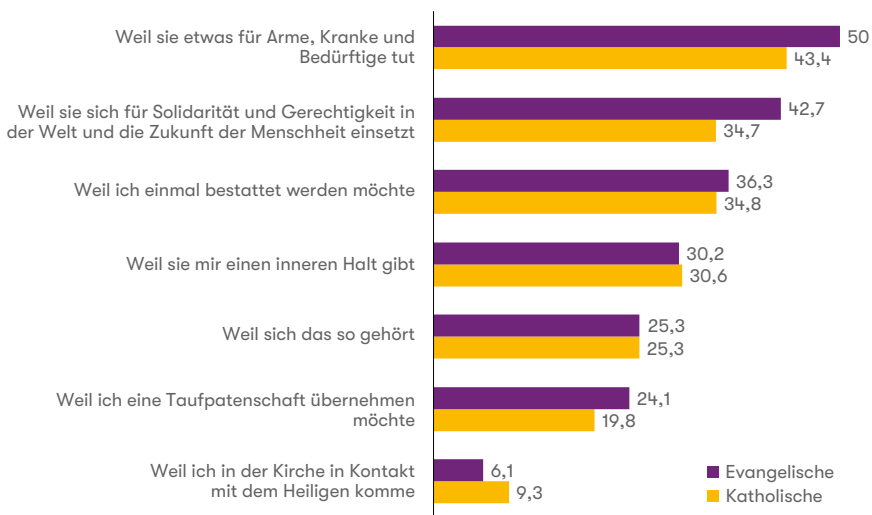
Die VI. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung bestätigt die schon seit Jahrzehnten dokumentierte Wertschätzung des diakonischen bzw. karitativen Engagements der Kirchen. Die wichtigsten Erwartungen an Kirche wie auch die meistgenannten Gründe, in ihr zu bleiben, sind diakonischen Charakters.¹ So benannten 50 % der evangelischen und immerhin 43 % der katholischen Christ:innen, dass sie in der Kirche sind, weil diese „etwas für Arme, Kranke und Bedürftige tut“.

Damit löst das sozialdiakonische Motiv das jahrzehntelang auf Rang 1 liegende Kasual-Motiv („Weil ich einmal bestattet werden möchte“) als Antwort auf die Frage, warum Menschen Mitglieder der Kirche bleiben, ab.² Nur 30 % beispielsweise bleiben in der Kirche, weil sie in ihr Halt finden,

- 1 – Vgl. Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis. V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Hg. von Evangelische Kirche in Deutschland (EKD), Hannover 2014, S. 93, https://www.siekd.de/wp-content/uploads/2018/06/ekd_v_kmu2014.pdf (23.11.2023).
- 2 – Vgl. ebd., S. 100.
- 3 – Vgl. KMU VI, eigene Berechnungen midi.

BLEIBE-GRÜNDE

Frage: Ich bin in der Kirche, weil ...



und nur 6 % bzw. 9 % (katholisch), weil sie durch die Kirche „in Kontakt mit dem Heiligen kommen“.³

Das korreliert mit dem Selbst- bzw. Fremdananspruch an Christ:innen, „anständige“ Menschen zu sein. Fast 90 % beschrieben so den Charakter christlicher Existenz. An zweiter Stelle kommt erst mit ca. 50% das Getauftsein, der Kirchgang ist nur für ca. 16 % ein Kennzeichen von Christlichkeit.⁴

Das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD (SI) hat in einem Forschungsprojekt „Soziale Praxis und Image der Diakonie“ bereits differenziert nachgewiesen,⁵ dass „im Unterschied zu religiösen Themen soziale Themen eine hohe Bedeutung in der Bevölkerung haben und sie bei den meisten über Gespräche mit anderen in das eigene Alltagsleben eingebunden sind“. Für Diakonie und Kirche können eben diese sozialen Themen Anknüpfungspunkte darstellen. So verlaufen die Kontaktaufnahmen zu Kirche oft über Caritas und Diakonie. 35% der Befragten in der VI. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hatten in den zurückliegenden zwölf Monaten Kontakt zu einer kirchlichen Einrichtung (21% der Konfessionslosen, 47% der Katholischen und 46% der Evangelischen). 6% geben an, dass sie Kontakt zu Seelsorger:innen in einer Klinik oder einem Seniorenheim hatten, mehr als ein Fünftel, dass ein Kontakt zur Diakonie oder Caritas bestand (21%). Mehr als die Hälfte derjenigen, die Kontakte zu diesen kirchlichen Einrichtungen hatten, gaben zudem an, dass dieser Kontakt für ihren Lebensalltag wichtig oder sehr wichtig war.⁶ Damit ist die diakonische Kontaktfläche deutlich größer als die gemeindliche und auch der Kontakt zu Seelsorger:innen (6% der Gesamtbevölkerung) wesentlich im Verhältnis zum Kontakt zu den Pfarrpersonen allgemein: 52% der Evangelischen und 44% der Katholischen hatten Kontakt mit ihren Gemeindegeistlichen.

4 – Vgl. KMU VI, eigene Berechnungen midi.

5 – Vgl. <https://www.siekd.de/portfolio/nah-dran/> (23.11.2023).

6 – Vgl. KMU VI, eigene Berechnungen midi.

Als Schlussfolgerung aus der Empirie ist festzuhalten: Kirche ist sowohl in der Selbstwahrnehmung ihrer Mitglieder als auch in der Fremdwahrnehmung der Nichtkirchenmitglieder zuerst eine diakonische bzw. karitative Institution. Das mag aus theologischer Perspektive irritieren, deckt sich aber beispielsweise damit, dass Kirche als Werteanstalt und Wertevermittlerin Anerkennung erlebt.⁷ Die ethische Dimension des Christlichen liegt im Alltagsleben der Menschen deutlich vor der Glaubensdimension.

Vor diesem Hintergrund könnte man geneigt sein, der These des Soziologen Friedrich Fürstenberg zuzustimmen, dass sich das Christentum in Deutschland in eine Sozialreligion transformiert, die dem weltimmanenten Hilfehandeln die transzendente Glaubenshoffnung nachordnet bzw. letztere durch ersteres ersetzt.⁸ Insofern ist es auch nicht verwunderlich, wenn beispielsweise im Gemeinwohlatlas für Deutschland (2019) die Diakonie Platz 10 und die Caritas Platz 14 einnehmen, während die Evangelische Kirche Platz 19 und die Katholische Kirche Platz 102 (!) belegen.⁹ Allerdings ist zu fragen, ob Kirche wirklich schon heute primär Repräsentantin einer Sozialreligion ist bzw. ob sie je in dieser Funktion aufgehen wird. Aber es bleibt wahrzunehmen, dass sie hierin ihr prozentual größtes Identifikationspotential besitzt.

Die beiden großen Kirchen werden primär nicht als Glaubensanstalten, sondern als Hilfswerke wahrgenommen werden – zumindest hinsichtlich der Leistungen, die von ihnen für die Gesellschaft erwartet werden. Die dadurch empfundene Herab- oder wenigstens Gleichsetzung mit einer Hilfsorganisation unter anderen mag schmerzen – doch ist sie als empirisch wirklich anzunehmen. Schließlich bietet dieses karitativ-positiv konnotierte Kirchenbild auch große Chancen.¹⁰

7 – Vgl. Kapitel 4.1.

8 – Vgl. Friedrich Fürstenberg: Die Zukunft der Sozialreligion. Konstanz 1999, S. 93ff. und 99.

9 – Vgl. <https://www.gemeinwohlatlas.de/> (23.11.2023).

10 – Anm.: Das caritativ-diakonische Kirchenbild mit seiner Positiv-Erwartung an Kirche steht im Gegensatz zu Kirchenwahrnehmungen, die ihr pejorativ eine „staatstabilisierende“ Funktion, anachronistisch-patriarchale Meinungsmacherin oder gar die Rolle als Dealerin des „Opium fürs Volk“ u.a. zuweisen. Auch darin liegt eine Hoffnungsdimension, die nicht selbstverständlich ist.

Die Doppelrepräsentanz von Hilfehandeln und auf Transzendentes verweisendem Hoffnungsüberschuss bzw. überzeitlichem Verantwortungshorizont in Caritas und Diakonie bleibt kirchliches Alleinstellungsmerkmal. Mag dieses Merkmal auch oft nur stellvertretend kommuniziert werden, da der Säkularisierungsprozess innerhalb von Caritas und Diakonie fortschreitet, so ist es doch für Klient:innen, Angehörige und Mitarbeiter:innen ein „gefühlter Mehrwert“, der ethische Sicherheit und individuelle Zuwendung garantiert.

Hoffnungszeichen

Diakonisches Engagement ist für Kirche nicht Hinzutretendes, sondern ihr selbst immanent. Vor diesem Hintergrund mag die gesellschaftliche Erwartungshaltung an Kirche den Fokus auf (nur) einen Teil von ihr richten – aber auf einen, der sie wesentlich kennzeichnet und nicht erst erschlossen werden muss.

In Ergänzung zur Glaubensdimension bietet die diakonische Funktion vielen Menschen Anschluss und Sympathiebezüge für die Kirchen, die selbst nicht an einen Gott glauben oder sonst an den christlichen Glaubenssätzen zweifeln. Diese Chance, kirchliche Zugehörigkeit durch diakonische Zustimmung zu erzielen, kann gar nicht überschätzt werden.

Deshalb ist es plausibel und gesellschaftlich wie auch innerkirchlich wertgeschätzt, wenn Gemeinden sich beispielsweise sozialraumorientiert ausrichten. Das Engagement für die Nächsten in der eigenen Umgebung bietet Möglichkeiten des Mitwirkens in Kirche, auch für Menschen, die das religiöse und gottesdienstliche Angebot selten oder nie in Anspruch nehmen würden. Selbst für Nicht-engagierte ist diese sichtbare diakonische Arbeit ein wichtiger Grund, die Kirche generell durch ihre Mitgliedschaft und gegebenenfalls auch durch

Spenden zu unterstützen. Kirchensteuer wird zu einer Art „Solidaritätsbeitrag“. ¹¹

Das Potential, das durch eine strategisch engere Verschränkung mit den Trägern der Diakonie oder Caritas gehoben werden könnte, ist vielerorts noch unausgeschöpft. Erfahrungen wie 2015 oder 2022 bei der Aufnahme von Geflüchteten oder in Krisensituationen lassen erahnen, was hier noch möglich ist. Die Liebe zum Nächsten geht Hand in Hand mit der Liebe zum Fernsten. Es ist ermutigend, dass die Befragten der VI. KMU von Kirche erwarten, dass sie sich für Geflüchtete einsetzt. Dies kann man auch hinsichtlich eines globalen Engagements deuten, wie es beispielsweise „Brot für die Welt“ leistet. Diakonie endet nicht im eigenen Sozialraum, sondern wird kirchlicherseits auch darüber hinaus erwartet.

Wenn in diesem Sinne diakonische Arbeit zwischen Kirche und Diakonie besser abgestimmt wird und dieses Engagement, egal ob Schuldner:innenberatung, Seelsorge, Pflegedienst o.ä., laut und offensiv kommuniziert wird – dann ist die Chance einer positiven gesellschaftlichen Resonanz gewaltig und sollte nicht ungenutzt bleiben.

Thesen

- Das diakonische Handeln identifiziert Kirche als Kirche – mehr als ihre anderen drei Grundvollzüge: Liturgie, Bekenntnis und Gemeinschaft.
- Mit ihrem diakonischen Handeln bleibt Kirche in der Mitte der Gesellschaft und erhält dort die Chance, ihre Hoffnungsbotschaft zu erzählen.
- Diakonisches Handeln bietet Menschen ohne Gottesglauben die Chance, aktiv Teil von Kirche zu sein.

¹¹ — Anm.: Die Formulierung hat zuerst Emilia Handke verwendet.



Dr. Tobias Kirchof,
Referent für diakonische Profilbildung

5. KIRCHEN- ENTWICKLUNG

Wenn räumliche und soziale Nähe zählen

Michael Herbst und Hans-Hermann Pompe halten in ihrem Update zur Regiolokalen Kirchenentwicklung (RLKE), die die Stärken lokaler Gemeinden mit der größeren Perspektive einer Region zusammendenkt, hinsichtlich der Sogwirkung der Ortsgemeinde fest: „Denn Hand aufs Herz: So richtig klappt das nicht mit der Idee, man könne doch sonntags auch die sechs Kilometer ins Nachbardorf zum Gottesdienst fahren! Oder mit dem Gemeindebus sich abholen lassen! Nicht dass das schlechte Ideen wären! Warum soll denn beim Gottesdienst nicht klappen, was beim Einkaufen, beim Kino- oder Arztbesuch und beim Reitunterricht der Tochter problemlos funktioniert!! Erfahrung vieler Pfarrpersonen ist aber: Die liturgische Ortsbindung ist sehr stark! Man kann sich ja die Haare raufen, aber vielerorts nützt auch das nichts. Vielleicht muss man es von Ort zu Ort einschätzen, ob man dem nachgibt oder nicht.“¹

Die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung unterfüttert diesen Eindruck empirisch. Zwar sind 70% der Evangelischen der Meinung, dass sich die „Kirche in einem größeren regionalen Rahmen organisieren muss, sonst haben die kleinen Kirchengemeinden keine Zukunft“. Allerdings geben lediglich 35% an, dass sie „bei einem attraktiven kirchlichen Angebot bereit wären, auch in eine weiter entfernte Gemeinde oder eine weiter entfernte kirchliche Einrichtung zu kommen“. Zwischen Anspruch an die Kirche und subjektiv gelebter Wirklichkeit klafft eine erhebliche Lücke.

Darüber hinaus macht die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung deutlich, dass der Referenzpunkt für die Evangelischen nach wie vor die Ortsgemeinde ist. 64% der Evangelischen fühlen sich der Ortsgemeinde am stärksten verbunden, mehr als ein Fünftel geben dies für die Mittlere Ebene an (22%). Bei letzterem darf davon ausgegangen werden, dass diese Verbundenheit auf

1 — Michael Herbst/
Hans-Hermann Pompe,
Vertrauen und Verant-
worten. Regiolokale Kir-
chenentwicklung (RLKE)
II – Umsetzung, Praxis
und Erfahrungen. Berlin
2023, 72f.

die vielfältigen regionalen Bemühungen in den Reform- und Strukturprozessen der vergangenen zehn bis 15 Jahre zurückzuführen ist.

Vor dem Hintergrund der pastoralen Versorgung in größeren sozialräumlichen Kontexten scheint es angezeigt, das „Blumentopf-Prinzip“ mit Blick auf den Gemeindeaufbau zu stärken. Demnach ist Gemeinde nicht weiter ein ‚ekklesialer Betreuungsfall‘, also das Objekt der flächen-deckenden Versorgung der Parochien durch Pfarrpersonen. Vielmehr gilt es die „Gemeinde als mündiges und selbsttätiges Subjekt all ihrer Lebensäußerungen zu sehen“, die durch die Assistenzfunktion der Hauptamtlichen zwar unterstützt nicht aber entmündigt wird.²

2 – Ebd., 80.



Daniel Hörsch,
Sozialwissenschaftlicher Referent



5.1 AUF DAS *UND* KOMMT ES AN!



These

Während wir die institutionellen, auf Versorgung ausgerichteten Strukturen zurückbauen, müssen wir in die Netzwerkarchitektur investieren, um kirchliches Leben in der Fläche erhalten zu können.

Im kollektiven Gedächtnis sind Glaube und Kirche durch klar erkennbare Icons verankert: Pfarrperson, Kirchgebäude und Gottesdienst. Und die für die Menschen wichtigste Form von Kirche ist mit weitem Abstand die Parochie, die lokale Kirchengemeinde. Die Menschen wünschen sich Nähe. 70 % der Befragten in der KMU VI stimmten der Aussage zu, dass sich „die Kirche in größeren regionalen Kontexten organisieren muss, sonst haben die kleinen Kirchengemeinden keine Zukunft“. Allerdings stimmten lediglich 35 % der Aussage zu, dass sie „bei einem attraktiven Angebot bereit wären, auch in eine weiter entfernte Gemeinde oder eine weiter entfernte kirchliche Einrichtung zu kommen.“ Lediglich 30 % geben zudem an, dass für sie der regionale Bezug eine Relevanz hat.

Setzen die Beschlüsse unserer Synoden zu Strukturveränderungen, die zumeist die Bildung größerer Nachbarschafts- oder Kooperationsräume zum Ziel haben, also genau an der falschen Stelle an? Wie können wir angesichts notwendiger Einsparungen leistungsfähige Strukturen erhalten ohne uns aus der Fläche zurückzuziehen und die Nähe zu den Menschen zu riskieren?

Regionalisierung bedeutet die Bildung größerer Einheiten und der Entzug von Funktionen aus der Fläche zugunsten ihrer Konzentration an einem zentralen Ort. Manche Gebietsreform z.B. in den ostdeutschen Bundesländern, die dies zum Ziel hatte, ist am erheblichen Widerstand der Bürgerinnen und Bürger gescheitert. Denn diese fürchten einen Verlust von Identität, längere Wege zur öffentlichen Infrastruktur und sorgen sich

zunehmend abgehängt zu werden, bis der Letzte irgendwann das Licht ausmacht. Bildlich gesprochen: Regionalisierung ist wie Leuchttürme bauen. Der Lichtstrahl eines Leuchtturms ist zwar weithin sichtbar, aber immer nur für Sekunden, und an seinem Fuße ist es zumeist ziemlich finster. Wie wäre es, wir würden den Leuchtturm um ein Lichternetz ergänzen, damit es in der Fläche hell bleibt?

Dies geschieht so selten, weil wir gewohnt sind dualistisch zu denken. Doch das schafft eher Konflikte und sorgt eher für Spannungen als Beiträge zur Lösung zu bieten. Wenn wir statt Entweder/Oder nach Sowohl/als auch fragen, dann kann eine Win-Win-Situation für alle Beteiligten entstehen. Von dieser Herangehensweise ist die ‚Regiolokale Kirchenentwicklung‘ geprägt. Der wertschätzende Denkansatz verbindet Regionalität mit Lokalität und geht davon aus, dass starke Regionen starke lokale Akteure haben. Er fragt danach, wie vitale Strukturen an der Basis so lange wie möglich erhalten und empowert werden können. Und gleichzeitig entlastet er die kirchliche Basis vom Anspruch, mit zunehmend hängender Zunge das gemeindliche Vollprogramm aufrechterhalten zu wollen, indem bestimmte Dinge künftig regional organisiert werden und die Profilbildung gefördert wird.

Mit regiolokaler Kirchenentwicklung geht ein verändertes Verständnis von Kirche einher. An die Seite der eher statischen kirchlichen Hierarchie mit klar abgegrenzten Einzugs- und Zuständigkeitsbereichen und klarer Definition der Zugehörigkeit treten dynamische soziale Netzwerke mit einem hohen Grad an Selbstorganisation und leichter Zugänglichkeit. Während wir die institutionellen, auf Versorgung ausgerichteten Strukturen der Kirche zurückbauen, müssen wir in die Netzwerkarchitektur investieren, um kirchliches Leben in der Fläche zu erhalten. Leitungskunst besteht also zunehmend darin, in zwei Systemen zu agieren, die eigentlich in

Spannung zueinanderstehen. Es bedeutet Stabilität und Flexibilität in Balance zu halten. Wir müssen dringend anerkennen, dass Netzwerke – auch, wenn sie womöglich nicht von Dauer sind – eine nicht minder wertvolle Ausdrucksform von Kirche sind wie etwa eine Parochie. Leitungskunst bedeutet demnach Netzwerkaktivität zu stimulieren, für eine gute Kommunikationskultur zu sorgen und vertrauensvolle Beziehungen aufzubauen.

Die Kirche der Zukunft wird bunter und vielfältiger sein als jene, die uns vertraut ist. Sie besteht nicht nur aus den Parochien und dem Kirchenkreis, der vielerorts kaum mehr ist als eine Verwaltungsebene, sondern zeichnet sich durch eine ‚Artenvielfalt‘ verschiedener kirchlicher Orte oder Netzwerke aus: Ein Familienzentrum mit Kindergarten, ein regionaler Gospelchor, ein Nachbarschaftscafé, ein christlicher Lauftreff, eine konfessionelle Schule, ein Coworking-Space als Fresh X bzw. Erprobungsraum, eine Beratungsstelle, eine Hauskirche, ein Seniorenzentrum ... Dort, wo Christinnen und Christen ihren Glauben untereinander und mit anderen teilen, ist Kirche. Sie gehen nicht zur Kirche, sie sind Kirche – in dem Kontext, in den sie Gott gestellt hat. Die Parochie kann ein Kontext sein – aber sie ist nicht das bestimmende Maß aller Dinge.

Vertrauensvolle Beziehungen wachsen, wenn wir erproben, wie freiwillige Kooperation aussehen kann. Wenn sie sich als tragfähig erweist, wird man den Nachbarn nicht mehr als Konkurrenz empfinden. Das neue Modell basiert auf Ergänzung statt alles allein machen, auf großzügigem Teilen statt Kampf um Ressourcen. Es bedeutet auch, eine Wir-Identität zu entwickeln ohne die eigene Identität aufgeben zu müssen. Profile dürfen sein und machen das Ganze attraktiv! Wir bringen einander zum Glänzen.

Wie kann die Entstehung dieser ‚kirchlichen Biodiversität‘ gefördert werden? Das Schlüsselwort ist Empowerment. Pfarrpersonen sind künftig mehr Coaches als Alleskönner. Sie helfen die Ressourcen der Gemeindeglieder zu entfalten. Sie befähigen und ermutigen mehr Verantwortung für das kirchliche Leben vor Ort zu übernehmen. Die gering werdenden finanziellen Spielräume und der Mangel an theologischem Nachwuchs, veranlassen uns konsequent in die Mündigkeit der Gemeinde zu investieren. Das ist eine geistliche und eine Bildungsaufgabe zugleich.



Andreas Schlamm,
AMD-Generalsekretär, Referent
für missionarische Kirchenentwicklung



5.2 SOZIALRAUM- ORIENTIERUNG IM LICHT DER KMU VI



Sozialraumorientierung ist in den letzten Jahren zu einer maßgeblichen Größe in der strategischen Ausrichtung von Kirche und Diakonie geworden. Auch wenn die VI. KMU nicht direkt nach Sozialraumorientierung fragt, lassen ihre Befunde den Schluss zu, dass eine sozialraumorientierte Ausrichtung kirchlicher und diakonischer Arbeit einen wesentlichen Beitrag zur Profilierung von Kirche und Diakonie in der Gesellschaft leisten kann.

Beziehungen – maßgeblich für die Kirche

Kirche lebt von Beziehungen. Diese einfache Einsicht bestätigen auch die Ergebnisse der VI. KMU.

Einige Schlaglichter:

- Für die positive Wahrnehmung von Kirche ist entscheidend, dass kirchliche Repräsentant:innen (nicht nur Pfarrpersonen!) öffentlich erfahrbar und persönliche Begegnungen mit ihnen möglich sind.¹
- Die hohe Bedeutung von diakonischem Handeln für die Vernetzung in die Zivilgesellschaft als Ganzes hinein und speziell mit konfessionslosen Menschen macht die VI. KMU deutlich.² Menschen ohne Kirchenbindung kommen vor allem über Einrichtungen von Diakonie und Caritas sowie über Kindergärten mit Kirche in Kontakt.
- Kirchliches Engagement ist häufig nicht in erster Linie religiös motiviert, sondern entspringt einem Wunsch nach gemeinsamen Erfahrungen und sozialem Miteinander.³ Daraus lässt sich ableiten, dass Kirche, wenn sie für Menschen attraktiv und lebensrelevant sein möchte, Räume und Möglichkeiten für Begegnung, Vernetzung und gesellschaftliches Miteinander eröffnen muss. Die bekannte Formel von „belonging before believing“ erfährt hier eine Bestätigung. Ebenso aber wird allein schon dadurch die Herausforderung für die Kirchen erkennbar, sich nicht allein

1 — Anm.: Bei den Kontakten der Befragten wurde die in zurückliegenden Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen frapperende Pastorenzentriertheit aufgebrochen. Es wurde neben der Pfarrperson auch nach Seelsorgenden in anderen Bereichen, Erzieherinnen, Kirchlichen Mitarbeitenden in der Zielgruppenarbeit, Religionslehrenden, Kirchenmusikern, Sekretärinnen und Küstern gefragt. 48 % der Befragten in der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung haben angegeben, dass sie in den zurückliegenden 12 Monaten Kontakt zu einer Person hatte, die in der Kirche tätig ist. Auf 34 % der Konfessionslosen trifft dies zu und 59 % der Evangelischen. Der Befund, dass nach wie vor die Pfarrperson die Person ist, zu der die Befragten am häufigsten Kontakt hatten (74 %), überrascht nicht. Darüber hinaus kommen allerdings die anderen Professionen deutlich markanter in den Blick. 55 % der Befragten hatten zu Kirchlichen Mitarbeitenden in der Zielgruppenarbeit Kontakt, 43 % zu den Sekretärinnen, 38 % zu Kirchenmusikern und 35 % zu Küstern sowie 29 % zu Erzieherinnen.

2 — Vgl. dazu auch Kapitel 4.2.

auf religiöse Traditionspflege und -weitergabe zu fokussieren,⁴ sondern sich für den Sozialraum zu öffnen und die sich damit entfaltenden multiplen Beziehungsmöglichkeiten bewusst anzunehmen und zu gestalten.

Beziehungen – maßgeblich für den Sozialraum

Wie die Kirche lebt auch der Sozialraum von Beziehungen. Das Zusammenleben in Dorf, Stadtteil und Quartier wird qualitativ entscheidend von zwischenmenschlichen Beziehungen, Erfahrungen sozialen Austauschs und Zusammenhalts sowie gemeinschaftlichem Agieren und Gestalten geprägt. Den unterschiedlichen zivilgesellschaftlichen Akteur:innen, zu denen auch Kirchengemeinden und diakonische Einrichtungen gehören, kommt dabei eine hohe Bedeutung zu. Wie stark diese Akteur:innen untereinander vernetzt und im Austausch sind und wie sie miteinander gesellschaftliche Herausforderungen angehen und das Zusammenleben im Sozialraum positiv gestalten – all das trägt wesentlich dazu bei, ob und inwiefern das Gemeinwesen vor Ort als funktionierend, tragfähig, bereichernd und resilient erlebt wird.

Dass Menschen über Konfessionsgrenzen hinweg von den Kirchen gesellschaftliches Engagement erwarten, zeigt die VI. KMU ebenso deutlich,⁵ wie dass Kirche ein wichtiger Faktor für lebendige Sozialräume ist. So engagieren sich Kirchenmitglieder beispielsweise signifikant häufiger ehrenamtlich als nicht konfessionell gebundene Menschen.⁶ Diese Befunde lassen den Schluss zu, dass die Kirchen einen höchst relevanten Knotenpunkt zur Stärkung der Zivilgesellschaft darstellen und somit eine hohe sozialräumliche Relevanz besitzen.

3 – Anm.: Für Menschen, die sich schon einmal in ihrer Biographie kirchlich engagiert haben (immerhin mindestens 35 bis 40 % der Gesamtbevölkerung), war der Wunsch nach Gemeinschaftserlebnissen häufig stärker leitend als rein religiöse Fragestellungen. Das Hauptmotiv für kirchliches Engagement, das von 91 % aller kirchlich Engagierten genannt wird, ist: „Gemeinschaft erleben und für andere da [zu] sein“. 76 % stimmen auch folgender Aussage zu: „Bei meinem kirchlichen Engagement ist mir das soziale Miteinander wichtiger als religiöse Fragen“.

4 – Vgl. dazu Kapitel 4 zu den gesellschaftlichen Erwartungen an Kirche als Werteagentur bzw. diakonische Kirche.

5 – S. o.

6 – Anm.: Mit Blick auf das freiwillige Engagement im Allgemeinen geben 41 % der Befragten an, sich in den letzten zwölf Monaten in irgendeinem Bereich ehrenamtlich engagiert zu haben. Differenziert man dies nach der Konfessionszugehörigkeit, zeigt sich: 46 % der Evangelischen engagieren sich in irgendeiner Weise ehrenamtlich und 32 % der Konfessionslosen.

Den Weg hinaus ins Weite weitergehen

Sozialraumorientierung ist kein eigenes Thema der Befragungen im Rahmen der VI. KMU – und lässt sich auch schwer „messen“. ⁷ Dennoch weisen die Ergebnisse darauf hin, dass Menschen Kirche in der pluralen bundesdeutschen Gesellschaft nur dann als profilierte zivilgesellschaftliche Akteurin wahrnehmen, wenn sie sie in ihren Lebensräumen und Alltagswirklichkeiten über rein religiöse Vollzüge im engeren Sinne hinaus als relevant erleben. Kirchengemeinden und diakonische Einrichtungen sind somit gut beraten, den Sozialraum als Herausforderung im besten Sinne zu begreifen und anzunehmen und einer selbstreferentiellen Verkrümmung in sich eine neugierige, extrovertierte und am Wohlergehen des Gemeinwesens orientierte („Suchet der Stadt Bestes“, Jeremia 29,7) Haltung und Praxis entgegenzustellen.

#wärmewinter – Kirche und Diakonie glaubwürdig im Sozialraum

Ein starkes Beispiel für die Dynamiken, die sozialraumorientiertes Engagement von Kirche entfalten kann, sind die Aktion #wärmewinter von EKD und Diakonie Deutschland und die dadurch initiierten und verstärkten Projekte und Aktivitäten von Kirchengemeinden und diakonischen Einrichtungen für finanziell benachteiligte Menschen und für sozialen Zusammenhalt. ⁸ Kirche und Diakonie sind im #wärmewinter in hervorragender Weise präsent gewesen und haben sich mit anderen Akteur:innen der Zivilgesellschaft verbündet, Menschen konkret geholfen und so Relevanz für das Leben und für den Zusammenhalt von Menschen entfaltet. Insbesondere das große mediale Echo vor allem in lokalen und regionalen Medien zeigt die Bedeutung des glaubwürdigen gesellschaftspolitischen Engagements von Kirche vor Ort.

7 – Anm.: Das 2. Kirchengemeindebarometer des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD hält in seiner Zusammenfassung mit Blick auf Sozialraumorientierung zurecht fest, dass „in der Forschung ein eindeutiges Maß für Sozialraumorientierung [fehlt]“. Die Frage, wie genau man Sozialraumorientierung misst, ist ebenso offen, wie die Frage, welche Faktoren bei der Erhebung eines Konstruktes Sozialraumorientierung berücksichtigt werden müssen. (Ann-Christin Rennberg, Hilke Rebenstorf: Sozialraumorientierung. Neue Gemeindeformen und traditionelle Gemeinden in der EKD im Vergleich. Baden-Baden 2023, 78).

8 – Vgl. www.waermewinter.de (23.11.2023)

Aus diesen Befunden und praktischen Erfahrungen lässt sich resümieren:

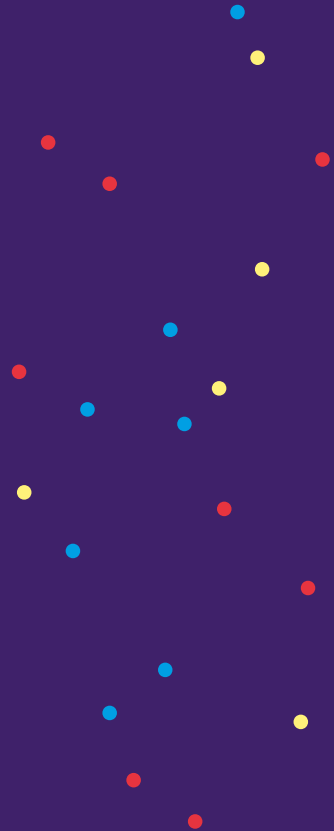
Kirche ist gut darin, in Beziehungen zu leben. Diese Stärke kann sie im Sozialraum ausspielen. Indem sich Kirche in Dorf, Stadtteil und Quartier mit anderen zivilgesellschaftlichen Akteur:innen vernetzt und gemeinschaftlich engagiert, wird sie für Menschen über Konfessionsgrenzen hinweg als lebens- und gesellschaftsrelevant erfahrbar.



Walter Lechner,
Referent für Sozialraumorientierung
in Diakonie und Kirche



6. BLINDE FLECKEN DER KMU VI



Es liegt in der Natur empirischer Studien, dass ihr Untersuchungsgegenstand klar ab- und begrenzt sein muss. Bei den Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen steht die verfasste Kirche und hier insbesondere der parochiale Kontext verfasster Kirche im Fokus. Dadurch ergeben sich allerdings auch blinde Flecken, die nicht in den Blick geraten. Das ist umso bedauerlicher, als dass in den nicht ausgeleuchteten Feldern kirchlich-religiösen Lebens vielfach die Hoffnung machenden, innovativen Gehversuche neuer Formen des Kirche-Seins erprobt und gelebt werden.

Kirche im Digitalen

Die Pandemie hat in Kirche einen Nachholeffekt im Digitalen zur Folge, der allerdings nicht von nachhaltiger Dauer war. Darauf machen zahlreiche Studien aufmerksam.¹ In der 6. KMU wurde unter anderem bezüglich des Gottesdienstes nach der Internetnutzung gefragt. Diesbezüglich gaben 84 % an, dass sie nie den Gottesdienst im Internet verfolgen. 9 % derjenigen, die mindestens einmal im Jahr den Gottesdienst besuchen, tun dies. 16 % geben darüber hinaus an, dass sie Online-Anachten dem Kirchengang vorziehen würden. Digitale Formate in der Verkündigung sind offenbar vor allem für diejenigen interessant, die kirchenaffin sind. Insofern sind sie zuvorderst ein Medium zur Mitgliederbindung.

Generell geben 43 % an, dass Online-Angebote der Kirchen moderner wirken als andere kirchliche Angebote. Das markiert die Potentiale, die für Kirche im Digitalen schlummern. Denn 47 % der Befragten in der 6. KMU gaben an, dass es für sie wichtig sei, dass die örtliche Kirchengemeinde im Internet präsent ist, 22 % nutzen diese Angebote. 12 % geben zudem an, dass sie über das Internet Kontakte mit der örtlichen Gemeinde suchen, 21 % informieren sich über kirchliche Veranstaltungen im

1 — Vgl. Daniel Hörsch, *Digitale Verkündigungsformate während der Corona-Krise. Eine Ad-hoc-Studie im Auftrag der EKD. Ergebnisse und Rezeption.* Berlin 2020; Daniel Hörsch, *Gottesdienstliches Leben während der Pandemie. Verkündigungsformate und ausgewählte Handlungsfelder kirchlicher Praxis – Ergebnisse einer midi-Vergleichsstudie.* Berlin 2021; Ralf Peter Reimann/Holger Sievert, *Studie zu Online-Gottesdiensten. Ausgewählte erste Ergebnisse der Studie.* Düsseldorf 2020; Dies., „Rezipiententypologie evangelischer Online-Gottesdienstbesucher*innen während und nach der Corona-Krise“. Düsseldorf 2021.

Internet. Vor allem geben Menschen an, im Internet leichter etwas zu finden, was zu ihren weltanschaulichen und religiösen Überzeugungen passt (48%).

Das weite Feld von Social Media und die damit einhergehende Followerschaft sowie das christliche Influencing wurden in der 6. KMU ausgeblendet. Angesichts der rasanten Entwicklungen in diesem Bereich und dem Umstand, dass insbesondere die jüngere Generation dort wie selbstverständlich beheimatet ist, hat die 6. KMU hier ein wesentliches Feld kirchlicher Zukunft brachliegen lassen.

Innovative Formen von Kirche

Innovative Formen von Kirche bauen häufig auf das Moment niederschwelliger Kontaktmöglichkeiten und lebensweltorientiert passgenauer Nahbeziehungen im sozialräumlichen Umfeld. Die 6. KMU macht deutlich, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen der Intensität nachbarschaftlicher Kontakte und den Kontakten zur Kirchengemeinde, also das soziale Nahumfeld mit entscheidend ist. In Anbetracht der Tatsache, dass kirchliche Angebote eine begrenzte soziale Reichweite aufweisen und Fresh X stärker in prekären sozialen Umgebungen angesiedelt sind und ihren Fokus auf Zielgruppen richten, die von den Parochien nur begrenzt erreicht werden, wie z.B. Alleinerziehende Singles,² wäre es hilfreich gewesen, die 6. KMU hätte diesen Teil des kirchlichen Feldes mit ausgeleuchtet. Dies auch vor dem Hintergrund, dass Fresh X in Sozialräumen angesiedelt sind, in denen es im Vergleich zu den Parochien insgesamt mehr Möglichkeiten zur Vernetzung in Form von anderen Akteur:innen und Institutionen gibt. Unter dem Gesichtspunkt der Kirchenentwicklung bleibt die 6. KMU folglich weit hinter bereits bestehenden Wirklichkeiten zurück.

2 – Vgl. hierzu und im Folgenden Ann-Christin Rennberg/Hilke Rebenstorf: Sozialraumorientierung. Neue Gemeindeformen und traditionelle Gemeinden in der EKD im Vergleich. Baden-Baden 2023.

Erprobungsräume

Ebenso wie innovative Formen von Kirchesein und digitale Communities tauchen die Entwicklungen, die gemeinhin mit dem Stichwort „Erprobungsraum“ gefasst werden und die in zahlreichen Landeskirchen zwischenzeitlich zur kirchlichen Wirklichkeit gehören, in der 6. KMU nicht auf. Eine „bewegungsförmige Kirche vor Ort“,³ bei der unter anderem Personen mit ihren Gaben und Charismen, der Sozialraum, die Beziehungsorientierung und Offenheit eine zentrale Rolle spielen, bleibt damit ein blinder Fleck. Gerade aus dem Blickwinkel der Kirchenentwicklung ist es mehr als bedauerlich, dass sich die 6. KMU mit ihrem rein parochialen Blick auf kirchliche Wirklichkeiten Perspektiven verschließt, die schon heute Zukunft atmen.

Daniel Hörsch,
Sozialwissenschaftlicher Referent

3 – Vgl. hierzu und im Folgenden Thomas Schlegel / Juliane Kleemann (Hrsg.), *Erprobungsräume. Andere Gemeindeformen in der Landeskirche*, Leipzig 2021, 142ff.





7. THESEN

1. Hoffnung ist eine ambivalente Tugend. Einerseits verdanken wir der Fähigkeit zu hoffen, dass mehr Leben erhalten, mehr Ziele erreicht und mehr Probleme gelöst werden als durch jede andere menschliche Fertigkeit. Auf der anderen Seite führt falsch verstandene Hoffnung dazu, dass Menschen an Illusionen festhalten, statt notwendige Veränderungen anzupacken.
2. Echte Hoffnung führt nicht in die Passivität oder eine Haltung des „Weiter so!“ Wir brauchen für die Kirche keine „Hoffnung“, die uns dazu verleitet, an Formen festzuhalten, für die es schlicht keine Nachfrage mehr gibt. Wir brauchen Hoffnung, die Lust auf Veränderung macht und uns die Kraft gibt, diese auch anzupacken.
3. Dass Jesus verheißen hat, dass seine Kirche nicht untergehen wird (Matthäus 16,18), bezieht sich auf die Kirche selbst, nicht auf ihre konkrete Gestalt. Diese ist immer wieder dem Wandel unterworfen. Allein schon, um sich den Herausforderungen der jeweiligen Zeit zu öffnen, aber auch, um neue Leidenschaft zu wecken und das Feuer am Brennen zu halten.
4. Der Hinweis der KMU auf die Dynamik des Gottesglaubens in der Gesellschaft erfordert die Vermittlung tragfähiger Gottesbilder und ist zugleich ein Aufruf, die Kommunikationsfähigkeit der Kirchen und ihrer Mitglieder zu stärken.
5. Die Zukunft der Kirche wird deshalb auch davon abhängen, ob es ihr gelingt, wieder zu einer Erzählgemeinschaft zu werden, in der sich niemand scheut, einladend vom eigenen Glauben zu erzählen.

6. Zugleich wird deutlich, dass sich die Relevanz von Glauben eben nicht im Dogma, sondern in der persönlichen Erfahrung erweist. Dies könnte zu einer „Mixed Ecology of Faith“ führen, die auch Verschiedenheiten und Mysterien aushält.
7. Eine solche „Sprachfähigkeit im Glauben“ ist erlern- und trainierbar. Deshalb wird es darauf ankommen, Angebote zu entwickeln, mit deren Hilfe die Glaubenden die „Heilige Eloquenz“ wieder entfalten können.
8. Von den Zahlen der 6. KMU ist keine so beunruhigend wie die, dass Glaubende kaum mehr in der Bibel lesen. Die evangelische Kirche versteht sich ihrem Wesen nach als „Kirche des Wortes“. Wenn es uns nicht gelingt, den Menschen wieder eine Liebe zur Heiligen Schrift zu vermitteln, wird der Protestantismus in Europa weitgehend aussterben.
9. „Um erwachsene Christen zu werden, müssen wir uns mit der Schrift vertraut machen“ (Johannes Chrysostomos 344–407). Es geht beim persönlichen Umgang mit der Bibel nicht um das religiöse Steckenpferd einzelner Christinnen und Christen, sondern um die Zukunft der Kirche.
10. In Hinblick auf die Förderung des Bibellesens empfiehlt sich ein dreifacher Ansatz:
 - a) die Verstärkung der bibeldidaktischen Kinder- und Jugendarbeit;
 - b) eine breit angelegte „biblische Alphabetisierungskampagne“ für Erwachsene; und
 - c) die Stärkung des „geistlichen Grundwasserspiegels“ in unseren Gemeinden. Kasualien bieten immer noch ein großes missionarisches Potential, solange sie der religiösen Individualisierung Rechnung tragen.

11. Beten ist seinem Wesen nach Kommunikation mit Gott. Dazu gehören vor allem Bitten und Danken, sie umfasst aber sehr viel mehr. Dass immer noch erstaunlich viele Menschen beten, offenbart ein Bewusstsein der Angewiesenheit auf Gott, an das wir gut anknüpfen können.
12. Beten lernt man durch Beterinnen und Beter. Unsere Gemeinden sollten daher so etwas wie „Schulen des Gebets“ sein. Familien sind heute weniger und weniger religiös. Umso wichtiger ist es, dass die Menschen bei uns nicht nur das gottesdienstliche Beten kennenlernen.
13. Es gibt mindestens 50 Weisen zu beten. Manche davon liegen uns mehr, andere weniger. Das ist oft eine Frage des persönlichen Naturells und der religiösen Sozialisation. Es ist ein Auftrag der Kirche, Menschen zu helfen, die Art und Weise des Gebets zu finden, die zu ihnen „passt“. Je vielfältiger und „bunter“ wir beten, desto lebendiger wird unsere Kommunikation mit Gott.
14. Die Individualisierung der Kasualien wird die notwendige Entwicklung bzw. Individualisierung und Differenzierung von kirchlichen Angeboten beispielgebend vorwegnehmen.
15. Auf den wachsend hohen Gestaltungsanspruch an die Kasualien durch die Nutzer:innen werden die Kirchen mehr und mehr durch die Einrichtung von Kasualagenturen als Innovations-treiberinnen reagieren.
16. Der Sonntagsgottesdienst ist schon seit langem auf erstaunlich stabilem Niveau ein Kristallisationspunkt für Wenige, meist Hochverbundene mit einem bestimmten Frömmigkeitsstil. Die

Vielfalt der Gottesdienste, wie sie sich in den zurückliegenden Jahrzehnten herausgebildet hat, bildet allerdings ein breiteres Spektrum an Teilnehmenden ab und darf deutlich mehr wertgeschätzt werden.

17. Gottesdienste gewinnen mit der Kasualisierung an Relevanz für Nicht-Hochverbundene.
18. Der Dreiklang künftiger Gottesdienstpraxis könnte lauten: anlassbezogen, bedürfnisorientiert und performativ in der Gestaltung.
19. Kirche ist stark, wo sie es wagt, anwaltschaftlich in Wort und Tat Position zu gesellschaftspolitischen Herausforderungen zu beziehen, rückgebunden an geistliche Grundlagen und vor allem vor Ort als relevant wahrnehmbar.
20. Das diakonische Handeln identifiziert Kirche als Kirche – mehr als ihre anderen drei Grundvollzüge: Liturgie, Bekenntnis und Gemeinschaft.
21. Mit ihrem diakonischen Handeln bleibt Kirche in der Mitte der Gesellschaft und erhält dort die Chance, ihre Hoffnungsbotschaft zu erzählen.
22. Diakonisches Handeln bietet Menschen ohne Gottesglauben die Chance, aktiv Teil von Kirche zu sein.
23. Während wir die institutionellen, auf Versorgung ausgerichteten Strukturen zurückbauen, müssen wir in die Netzwerkarchitektur investieren, um kirchliches Leben in der Fläche erhalten zu können.
24. Kirche ist gut darin, in Beziehungen zu leben. Diese Stärke kann sie im Sozialraum ausspielen.

Indem sich Kirche in Dorf, Stadtteil und Quartier mit anderen zivilgesellschaftlichen Akteur:innen vernetzt und gemeinschaftlich engagiert, wird sie für Menschen über Konfessionsgrenzen hinweg als lebens- und gesellschaftsrelevant erfahrbar.

25. Bei den Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen steht die verfasste Kirche und hier insbesondere der parochiale Kontext verfasster Kirche im Fokus.
26. Zukunftsweisende kirchenentwicklerische Perspektiven wie sie in Digitalen Communities, innovativen Formen von Kirche und der ekklesialen Vielfalt zum Ausdruck kommen, bleiben dadurch verborgen und bedürfen dringend einer gesonderten empirischen Würdigung.

midī

Evangelische Arbeitsstelle für
missionarische Kirchenentwicklung
und diakonische Profilbildung

Impressum

1. Auflage

Herausgeber: Evangelisches
Werk für Diakonie und
Entwicklung e.V.

Redaktion

Daniel Hörsch
Dr. Tobias Kirchhof
Louisa Gallander

Satz

Maike Brink

Gestaltungskonzept

Social Social

Fotos

S. 25 / 100 / 106 / 112:
alle © Jon Hoekstra;
S. 40 © Jessica Mangano/
S. 77 © Jacob Bentzinger/
S. 84 © Priscilla du Preez:
alle unsplash.com

Kontakt

c/o Evangelisches Werk für
Diakonie und Entwicklung e.V.
Caroline-Michaelis-Straße 1
10115 Berlin
030 652 111 862
info@mi-di.de
mi-di.de / @hallo_midī